

XI. KULTURELLES

Ein Gedicht über Rastenburg

Rote Dächer!
Aus den Schornsteinen hier und da Rauch,
oben, hoch, in sonniger Luft, ab und zu, Tauben:
Es ist Nachmittag.
Aus Modrickers Garten her gackert eine Henne, die ganze Stadt riecht
nach Kaffee.
Wie still das ist!
Nur drüben in Knorrs Regenrinne
zwei Spatzen, die sich um einen Strohalm zanken,
ein Mann, der sägt,
und dazwischen, deutlich, von der Kirche her, in kurzen Pausen,
regelmäßig hämmernd,
der Kupferschmied Thiel.

Das alte Nest! Die alten Dächer!
Die Bröckelmauer! Das Brückenflüßchen!
Auf hohem Hügel
dort
der Turm!
Wie
klangen, Sonntags, seine Glocken,
draußen, fern,
wo der Kuckuck rief!
Da wars so still.

Wenn ich unten runter sehe,
sehe ich gerade auf Mutters Blumenbrett.
Ein Topf Goldlack,
zwei Töpfe Levkojen, eine Geranie,
Fuchsien
und mittendrin,
zierlich in einem Zigarrenkistchen,
ein Hümpelchen Reseda.
Wie das ... riecht! Bis zu mir ... rauf!
Und
die ... Farben!
Jetzt!
Wie der Wind drüber weht!
Die wunder-,
wunderschönen Farben!

Nie
blinkten mir schönere!
Ein halbes Leben, ein ganzes Menschenalter
verrann!
Ich
schließe die Augen.
Ich ... sehe sie ... noch ... immer!

An einem ersten, blauen Frühlingstag,
in einer Königlich preußischen, privilegierten Apotheke zum Schwarzen Adler,
bin ich geboren.
Vom nahen Georgenturm,
über den alten Markt der kleinen, weltentlegenen Ordensritterstadt,
zwischen dessen buntlich rundholprigem Pflaster
noch Gras wuchs,
durch die geöffneten Fenster,
läuteten
die Sonntagsglocken.

Eine
gläubige, hoffende
schluchzende
Sehnsucht ... mein ... Frühling
Ein
heißes
herbes, hartes
Ringeln ... mein Sommer
Wie
wird mein ... Herbst sein?

Arno Holz

Das schöne Rastenburg

von Arthur Springfeldt (1929)

Meine liebe, alte Vaterstadt! Ich sage mit Bedacht und aus Überzeugung: „Du bist schön!“ Deine mittelalterliche Ursprünglichkeit hast du zwar zum größten Teil eingebüßt und deine landschaftlichen Reize sind nicht mit denen des Frankenlandes oder Thüringens zu vergleichen. Und doch bist du schön! Was du an alten Baudenkmälern aus der Zeit der Zerstörung herübergerettet hast in die Gegenwart, ist wertvoll genug, gebührend gewürdigt zu werden. Im Kranz deiner Steinmauern liegen Gärten, die ehemals noch üppiger, noch romantischer waren. Um deinen Gürtel breiten sich Matten fruchtbarer Erde auf Höhen und in Tälern aus ...

Im großen Kriege kamen allerlei Leute zu dir: Feldherren, Städtebauer, Maler, Altertumsforscher, Dichter und Gelehrte aller Wissenschaften. Viele von ihnen haben

dich, du 600jährige, bewundert, und vor deinen alten Mauern, deinen massigen Trutzbauten mit Ehrfurcht verweilt. Manch einer war unter ihnen, der seine Kindheit hier verlebt hat und den die Erinnerung an längst vergangene Tage, an das Vaterhaus der frühen Jugend, bannte. In mein Haus ist der eine und andere von ihnen gekommen und hat mit mir von der Vergangenheit geplaudert. Auch Fremde aus neutralen Ländern kamen, der Norweger Björnson der Jüngere, der Schwede Sven Hedin. Sie haben dich, du altes Nest, gelobt. Paul Schlenther, der Dramaturg und Schriftsteller, befand sich auf einer Kriegsfahrt von Lindau am Bodensee nach Masuren. Da hat er Rastenburg gesehen und schreibt dir, du alte Ordensstadt, folgendes ins Stammbuch: „... Wir sind in Rastenburg, das der Feind (im 1. Weltkrieg) ziemlich verschont hat. Durch ganz Ostpreußen geht die Vergleichsredensart: er oder es glüht und blüht wie Rastenburg. Kommt es von den roten Dächern her, die aber schon rechtschaffen verschwärzt sind, kommt es von Rosenwangen junger Rastenburgerinnen oder vom Reichtume der Gegend? Rastenburg mag weiterglühen, denn es ist Ostpreußens Zentralsonne, von allen Punkten der Provinzgrenze fast gleich weit entfernt; und mitten aus Rastenburg, einem Gebirgsnest im Flachlande, ragt auf steiler Höhe die alte Ordensburg mit der Pfarrkirche, seit fünf Jahrhunderten empor. Nur in der Marienburg selbst tritt einem die Zeit der deutschen Ritter näher als hier. War es noch ein Anfall heiliger Scheu vor seinem alten Grenzfeinde, was den Russen gehindert hat, hier zu sengen und zu brennen?“ ... Ein Älterer, vor Paul Schlenther, der Dichter Rudolf von Gottschall, der als Primaner des Rastenburger Gymnasiums sein dramatisches Erstlingswerk hier drucken ließ, läßt an dem schönen Rastenburg kein gutes Haar. Nur das Gymnasium hält Stand vor seiner Feder. Alles andere, was Rastenburg damals bot — es war um 1840 — zieht der bissige Kritiker in den Staub. Sein Vater kam als verabschiedeter Artilleriehauptmann nach Rastenburg und kaufte das Gütchen Wilhelmshöhe. Anders wie Gottschall empfand ein namenloser Zeitgenosse. Er gibt von dem schönen Rastenburg, dem damals noch jede öffentliche hygienische Einrichtung fehlte, folgende Schilderung im „Rastenburger Kreisblatt“ (30. Juli 1842): „Hohe, schmale Häuser mit spitzen Giebeln, andere mit breiten Maueraufsätzen oder Dachabschnitten, balkonartige Aufsätze auf steinernen Säulen, ja sogar verwitterten Holzstützen mit reichlichen Schwalbennestern. Die neuen großen Häuser um den Markt und die blanken Häuschen in der Königsberger Vorstadt mit den zierlichen Vorgärtchen — unser Faubourg St. Germain. Das alles steht friedfertig nebeneinander, eine Musterkarte der verschiedenen Bauarten, die Erinnerung an vergangene Zeiten belebend.“

So präsentierte sich das schöne Rastenburg vor fast 90 Jahren (von 1929 aus betrachtet!). Die Spuren jener Zeit sind verweht, und manches ist seitdem hinzugekommen, was mit der verschwundenen Kleinstadtromantik nicht verglichen werden kann. Doch man folge mir und erlebe mit, wie das trotz vieler Bausünden schöne Rastenburg heute (1929) im Schatten seiner Ordensbauten aussieht. Im Abschluß der alten Stadtmauer steht südwärts die nach einem Brande im Jahre 1500 wieder aufgebaute St. Georgskirche. Sie gehörte zur Wehranlage und ist in der Südfront auf der Stadtmauer aufgebaut. Westlich erhebt sich der Bergfried wie ein kraftstrotzender Recke. Der Turm hatte früher ein anderes Dach, seine heutige Form erhielt es 1638. Nahe dem 1515 erbauten Chor ruht der ostwärts angegliederte Glockenturm. Weite Schallöffnungen durchbrechen sein Gemäuer. Durch sie dringt der Ton der Glocken

ins Land. Die alten historischen Glocken, deren Klang in einem Gedicht des Rastenburger Arno Holz mitschwingt, gingen 1917 den Weg der männermordenden Schlacht. Neue Glocken sind heraufgebracht. Sie erfüllen mit dem harmonischen Geläute die alte, ewig gleiche Pflicht. Aber über ihnen, im Turmausbau der Uhr, schlägt eine alte Glocke die Stundenzahl zur Freude und zum Leide der Menschheit. Sie stammt aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts und ihre in altgotischer Schriftform gehaltene Inschrift lautet: „Hilf gott maria berat rastenburgk, als wir beginnen daß ein gut end gewinne. Amen“. Die Vorfahren haben die Glocke der Jungfrau Maria gewidmet. Die Turmuhr gehörte zum alten Rathaus und wurde nach dessen Abbruch auf den Turm der Kirche gebracht. Fast in einer Flucht mit dem Glockenturm steht die ehemalige polnische Kirche. In ihrem oberen Stockwerk war die alte berühmte Lateinschule mit der Rektorwohnung, in der einst der Rastenburger Geschichtsschreiber Huldreich Schaffer gewohnt hat. Sein Bild befindet sich im Rathaussaale. Das Gebäude ist auf der westwärts vorgelagerten hohen Mauer errichtet. Aus seiner Südostecke lugt ein kleines Rundtürmchen der alten Stadtbefestigung hervor. Die hohe Mauer hat früher den Kirchhof umschlossen. Heute sind es die Pfarrgärten, die hinter der Mauer ein weltentrücktes Dasein verträumen. In diesen „Gärten über Gestein“ spürt man so recht den romantischen Zauber der Vergangenheit, die Verbundenheit mit dem Geist jener Zeit. Und gar der Blick von hier in das liebliche Gubertal, in die ihm benachbarten Gärten! Dort enthüllt das schöne Rastenburg seine landschaftlichen Reize. Noch lohnender ist der Blick von der Plattform des runden Bahrenturms, der die Südwestecke der Stadtmauer ausfüllt. Da umfaßt das Auge die weite Landschaft mit wogenden Kornfeldern und Wäldern in der Ferne. Durch dieses Land, als es noch Wildnis war, zogen die Kriegshorden der Litauer und Polen gegen die Stadt. Rechts von dem Bahrenturm noch ein Türmchen, der schlanke Josephsturm. Früher hatte er ein Dach aus Stein in Zuckerhutform. Jetzt trägt er — unnötigerweise — ein spitz auslaufendes Schieferdach. Hinter dem Josephsturm steht das vor etwa 30 Jahren neu gebaute Pfarrhaus. Auf erinnerungsreichem Boden, an der Vorburg des erhabenen Ordensbaus der Kirche. In dieser Vorburg könnten die Steine reden von den Taten der Vorfahren, vom Werden und Vergehen, vom Aufstieg und Niedergang der Geschlechter. Wildtauben umschwirren den die Vorburg überragenden Georgsturm — sonst ist es still an dieser geheiligten Stätte ...

Josephs- und Bahrenturm zählen zu den ehemals 13 Befestigungstürmen der Stadtmauer. Auf ihr ruht in seiner Westfront das alte Gymnasium. Die Stadtmauer setzt sich dann fort, unterbrochen von dem breiten Durchbruch am Lindenmarkt, bis zum ehemaligen Pulverturm in der Hinteren Kirchenstraße, wo die Stadtmauer die Rückwand der Häuser bildet. Bereits 1374 erteilte der Komtur zu Balga den Bürgern die Erlaubnis, ihre Häuser an die Stadtmauer zu bauen. So stehen denn auch die Häuser der Mauerstraße an der Stadtmauer, mit ihrem oberen Stockwerk sind sie draufgesetzt. „An der Stadtmauer“ hieß früher das Gäßchen, eine Bezeichnung, die seinem Charakter durchaus entsprach. Der in der Nordostecke stehende, ehemals zur alten Wasserkunst gehörende „Wasserturm“ ist der vierte noch erhaltene Befestigungsturm. Am schmalen Eingang des „Neuen Marktes“ stand ehemals das „Leunenburger Tor“, auch „Steindammische“ oder „Hohe Tor“ genannt. Dieses Tor war bastionartig mit Vortoren, Türmen und Brückenbogen ausgebaut. 1819 verfiel dieses sehenswerte Baudenkmal der Spitzhacke, und auch das Mühlentor an der Freiheit

wurde eingerissen. Das einfach gebaute Mühlentor stand am Aufgang des Rollbergs in der Verbindungsmauer zum „Hause Rastenburg“, dem Schloß. Letzteres war eine Burganlage für sich. Umgeben von einer Vorburg, deren Mauern mit drei 17 Meter hohen Rundtürmen versehen waren. Die Ruine einer dieser Ecktürme ist von den Schloßplatzanlagen sichtbar. Spärliche Reste eines andern befinden sich am vorderen Vorgarten des Schlosses. Das Fundament des dritten Turms wurde 1910 beim Bau des Rehahn'schen Hauses in der Bahnhofstraße freigelegt.

Das Schloß ist in quadratischer Form erbaut. Es besteht aus dem Torhaus, den beiden Seitenflügeln und dem hinteren Flügel, die zusammen den Burghof einschließen. Trotz einfacher Bauart ist das Schloß ein bemerkenswertes Bauwerk von gedrungener Gliederung. Sein interessantester Teil, das Torhaus, hat sogenannte „Pechnasen“, die nach vorne und nach der Hofseite vorspringen. Einzelne Spuren seiner Vergangenheit zeigt das Schloß sowohl an dem Mauerwerk des Burghofs als an den äußern Mauern. Im Burghof steht der erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts gebaute runde Treppenturm. Über dem Eingang des Treppenturms hängt ein eiserner Feuerkorb. Einst trug er brennende Fackeln zur spärlichen Beleuchtung des Burghofes. Vor einiger Zeit hat man die Verfüguung des Mauerwerks auf der Hofseite wiederhergestellt und so dem Burghof wieder mehr das alte Gepräge gegeben. Trotz der zeitgemäßen Zweckbestimmung des Schlosses bleibt es ein Vermächtnis der Ordensritter. Auf dem Burghof und am Torhaus spürt man seine unmittelbarste Nähe. Die ursprüngliche Gestalt des Schlosses war freilich eine andere, es hatte z. B. hochragende gotische Giebel und war noch ein Stockwerk höher. Aus einer früheren Zeit stammen auch die beiden vor dem Schlosse stehenden, auf Lafetten aufmontierten Geschütze. Sie waren im 17. Jahrhundert auf der Plattform des Bahrenturms aufgestellt. Die Geschützrohre fanden später als Ecksteine am Gymnasium und am Schloß Verwendung, 1911 hat man die Geschütze in die heutige Form gebracht. Nordseits vom Schloß zweigt sich die Stadtmauer ab, wo sie den Wilcke'schen und den ehemals Palfner'schen Garten begrenzt.

Auf der südlichen Stadtmauer, die am wenigstens den Stürmen der Zeit standgehalten hat, stehen die untern Häuser des Rollbergs. Stadtmauer, Kirche und Schloß umfassen die Altstadt und die zu ihr gehörende „Neustadt“ mit folgenden Straßen: Hintere Schloßstraße, Schloßstraße, Ritterstraße, Kirchenstraße, Hintere Kirchenstraße, Mauerstraße, Rollberg, Vordere und Hintere Neustadt, Burgstraße. Der Kern der Altstadt ist in acht Häuserblocks eingeteilt. Zwischen den beiden mittleren Blocks liegt der „Alte Markt“. Er dient schon lange nicht mehr seinem früheren Zweck. Am Alten Markt stand bis 1783 das schöne gotische Rathaus. An dieses erinnern heute nur noch zwei große Kellergewölbe, neben der ehemaligen Militär- und späteren Polizeiwache liegend. Die Altstadt war von den Großbürgern bewohnt, den Bürgermeistern, Pfarrherren, Ratsherren, Gerichtsherren und Mälzenbräuern. Hier konzentrierte sich das Wirtschafts- und Verwaltungsleben des alten Rastenburg. Auf dem Marktplatz, zum Teil in den Lauben des Rathauses, standen die Bänke der Bäcker, Fleischer und Schuhmacher und die Hökerbuden der Gewürzkrämer. Längst schon sind anstelle der alten Häuser neue entstanden. Die Beischläge und was sonst an schmückendem Beiwerk die Häuser stattlicher machte, sind beseitigt worden. Leider noch in jüngster Zeit die Handelsfiguren am Hempel'schen Hause und eine Hausinschrift in der Seitengasse. Das Haus des Kaufmanns Herbst gehörte dem Bürger-

meister Melchior Hippel, dessen Amtstätigkeit für die Stadt bedeutungsvoll gewesen ist. Eine Gedenktafel in der Seitengasse erinnert an ihn. Im schönen Apothekerhaus mit seinem weit ausladenden Barockgiebel hat Arno Holz, der Bahnbrecher der modernen Dichtung, das Licht der Welt erblickt. Im Hempel'schen Hause tagte 1819 die erste Stadtverordnetenversammlung. 1817 wurde in demselben Haus das Friedensfest gefeiert. Am Markt wohnten vor 100 Jahren die Bürgermeister Wiedenhof und Presting. Unter dem letzteren feierte die Stadt im Jahre 1829 ihr 500jähriges Bestehen. In der Schloßstraße war die erste Apotheke Rastenburgs. Die ersten Gewürzkrämer siedelten sich in der Ritterstraße und Kirchenstraße an. Am Eingang zur Mauerstraße stand das Wachtgebäude der städtischen Miliz. Das Haus Ritterstraße Nr. 8 (Schuhgeschäft Mercedes) soll das älteste Steinhaus sein, um 1580 erbaut.

Anschließend an die Altstadt liegt die etwas später angelegte „Neustadt“, die seit Jahrhunderten ihren alten Namen trägt. Meist spitzgiebelige sogenannte halbe Häuser. Das Haus Vordere Neustadt 17 (F. Platz) wurde etwa 1760 von der Stadt für den Kommandeur der damaligen Garnison erbaut. Man nannte es deshalb das „Kommandeurhaus“. Auf der Neustadt entstand die berühmte Schrempf'sche Brau- und Bierbrauerei, deren würziges Bier der Labetrunk Tausender von Rastenburgern gewesen ist. In der angrenzenden Mauerstraße wurde von dem großen Wohltäter der Stadt, Erzpriester Schumann, um 1730 in dem Gebäude der Meierei Waldriede und dem weiter nach der Gasse benachbarten Hause die erste öffentliche Volksschule errichtet. Später wurde die Schule nach dem Hause Hintere Neustadt Nr. 4 verlegt. Es war die spätere Meyersche Schule, sie wurde noch bis vor wenigen Jahren von dem Lyzeum in Anspruch genommen. Am Paradeplatz (Eingang zur Mauerstraße) befand sich die um 1400 privilegierte städtische Badestube. Später stand das Lazarett dort. Wo das Gebäude des Lyzeums steht, befand sich früher der Salzspeicher des städtischen Salzmagazins. Ehemals aber war der Paradeplatz mit den Wirtschaftsgebäuden des Schlosses belegt. In der Burgstraße liegt die Wilcke'sche Hefefabrik mit dem davorstehenden Wohnhaus, das seinerzeit Landrat v. Queis erbauen ließ. Von der Burgstraße gelangt man zu dem Rollberg. Seine Verlängerung ist die Hintere Schloßstraße (Predigergasse), früher Schulgasse. Sie führt direkt auf den Glockenturm der St. Georgskirche und bietet, im richtigen Kleinstadtwinkel liegend, einen reizvollen Blick durch dies Gäßchen auf den Turm. Über den Kirchenplatz geht es in die Hintere Kirchenstraße. Auch sie zählt zu den altersgrauen Kleinstadtgassen. Ein Haus auf der östlichen Seite hat eigentümliche, über den Bürgersteig ragende Erkerchen, ähnlich wie die sogenannten „Danzker“. Dem Zweck der letzteren sollen diese Erkerchen aber nicht gedient haben. Ehemals hieß die Hintere Kirchenstraße Kirchgasse oder Predigergasse. Hinter der Stadtmauer lagen die Wälle, im heutigen Logengarten war der Schießgarten.

Das schöne Rastenburg hat in der Altstadt seinen Ursitz. Wie malerisch wirkt z. B. der Blick über die dachschiefen spitzgiebeligen alten Pfarrhäuser auf die Kirche im Hintergrund. Oder man versuche allein den Hochturm im Blick festzuhalten, am besten bei gutem Mondlicht. Dann offenbart sich der Turm in seiner ragenden Gestalt wie ein treuer Wächter und Beschützer der alten Stadt.

Auch außerhalb der Stadtmauer wird der Blick gefesselt von dem imposanten Bauwerk der Kirche. Am wirkungsvollsten von der Guberbrücke der Freiheit, an der früher die Freischleuse der Mühle erbaut war. Einzigartig ist auch der Blick durch

das Gäßchen am Gramberg'schen Speicher neben dem Eisenbahngeleise auf Apsis, Glockenturm und polnische Kirche. Die Freiheit — Burg — oder Schloßfreiheit — war eine Siedlung von Schuhmachern, die vom Orden ihre privilegierten „Schustergründe“ erhielten. Die Lohmühle der Schuhmacher stand an der Guber in den Schustergründen. Auch eine Kirche, die „Heilige Kreuzkapelle“, hatte früher die Freiheit. Oberhalb steht das ehemalige Torschreiberhäuschen, Freiheit Nr. 33. Unterhalb des ehemaligen Mühltors befand sich die Haus- oder Schloßmühle, die, als Eigentum der Landesherren, an tüchtige Müller vererbpachtet wurde. Heute ist es die groß angelegte Obermühle der Rastenburg Mühlenwerke. Dort wurde im Jahre 1859 die erste Dampfmaschine Rastenburgs von dem alten Louis Kolmar eingebaut. Von der Obermühle abwärts liegt der trotz aller lauten Werktagsarbeit noch immer male- risch wirkende Hospitalwinkel. In der Mitte der nördlichen Straßenseite die Heilige- geist-Kapelle des Hospitals. Ihr Inneres enthält so viel Andacht, so viel fromme Naivität. Thronend ein Paar mittelalterliche Holzsulpturen von künstlerischer Auf- fassung und darüber die religiös-stimmungsvolle Deckenmalerei. Am Einfluß des Mühlengrabens in die Guber stand die Walkmühle der Tuchmacher. Später wurde dort eine Wassermühle erbaut, die auf einem Stahlstich aus dem Jahre 1835 sichtbar ist. Heute (1929) liegt dort die Gramberg'sche Untermühle mit Turmhaus, Riesenschornstein und Nebenanlagen. Der summende Klang der Müllereimaschinen dringt den steilen Hang der Pfortenberg-Böschung herauf und verschweigt dahinter in leisen Intervallen. Hier im Hospital- und Mühlenwinkel verkörpert sich ein Stück schaffenden, vorwärtsstrebenden Arbeitswillens im Bannkreis des geruhsamen Alters...

Weiter herauf zeigt sich die Bahnhofstraße im neuen Gewande. Nicht nur der in- mitten einer Grünanlage stehende Müllerbrunnen repräsentiert die Neugestaltung. Das große Bahnhofshotel, der wuchtige säulenbewehrte Silo- und Maschinenspeicher der Rastenburg Mühlenwerke, das mit Figuren und anderem Schmuckwerk aus- gestattet Raiffeisenhaus, der in Rohziegeln gehaltene Speicherbau der Ostpreußischen Landwirtschafts-Gesellschaft sind hervorragende Bauwerke des neuen schönen Rasten- burgs.

In der benachbarten Poststraße, der die schönen, blumenreichen Schloßplatzanlagen mit dem Denkmalsobelisk des Grenadier-Regiments das neuzeitliche Gepräge geben, ist in diesem Sommer das frühere Krankenhaus der Barmherzigkeit zu einem moder- nen Geschäftshaus der Städtischen Betriebswerke ausgebaut worden. Die „Klein- kinderschule“, bis in die Dachspitze mit wildem Wein bewachsen, das ehemalige Amtsgefängnis und das frühere, am Ausgang zum Kirchhof liegende Scharfrichterei- Grundstück sind Zeugen der alten Zeit. Seit 1897 steht das mehr wie bescheidene Postgebäude.

Die links einbiegende Angerburgerstraße — Angerburger Vorstadt — wird von den seit 50 Jahren stehenden Gebäuden der Aktienbrauerei beherrscht. Wo das Ver- waltungsgebäude der Provinzialanstalt steht, befand sich vordem der 1571 privile- gierte Amtskrug. In der Sembeckstraße stand um 1580 und später der Schießbaum mit der Vogelstange. Heute stehen hier die bis an den Oberteich grenzenden Gebäude der Provinzialanstalt. Alte Gaststätten in der Angerburgerstraße sind das Hotel Thuleweit (Pfeifer), 1752 gegründet und später der „Rote Krug“ genannt, seit 1843 das Hotel Königsberg, das früher eine Färberei war. Das Haus des Kaufmanns Bruno

Lackner, in dem in Rastenburg um 1840 vorherrschenden anmutigen Baustil, hat Landrat Graf zu Eulenburg erbauen lassen. Es hatte früher noch ein niedliches Vor- gärtchen von Fliederhecken und über dem Eingang ein Handelsemblem. Erst kürz- lich ist das letztere beseitigt worden.

Unter dem benachbarten Neuen Markt, der auch nur noch seinen Namen ohne Zweckbestimmung trägt, befinden sich gewaltige Gewölbe, die zur Torbefestigung gehörten. Die Königsberger Straße zeigt die geschlossene Bauweise. Sie ist nach einer verheerenden Feuersbrunst (1761) vor 165 Jahren neu aufgebaut. Königsberger Vor- stadt wurde sie früher genannt, auch „Steindamm“, weil die Straße als einzige vor dem Tor damals schon Steinpflaster hatte. Vorgärtchen und Lindenbäume machten die Straße zur schönsten der Stadt. An manches Haus knüpft sich eine geschichtliche Erinnerung. Im Hause Nr. 20 fand die hochselige Königin Luise am 5. Dezember 1806 auf ihrer Fahrt nach Königsberg Unterkunft. Im Hause Nr. 8 hatte der Vize- könig von Italien während des Marsches nach Rußland — 12. Juni 1812 — sein Hauptquartier aufgeschlagen. Der „Norddeutsche Hof“ ist seit 200 Jahren ein Gasthaus, 1708 wurde er als „Löwenkrug“ gegründet. In den Häusern Nr. 20 und 13 befand sich vorübergehend die Freimaurerloge. Die Katholische Kirche ist 1895 erbaut. Auf dem Wilhelmsplatz — Bauernvorstadt — stand bis 1820 die St. Katha- rinenkirche. Ein Altarbild aus der letzten Zeit dieser Kirche, wird im katholischen Pfarrhaus aufbewahrt. Der Wilhelmsplatz ist heute ein ausgesprochenes „Bankviertel“. Um ihn gruppieren sich nicht weniger als fünf Bankhäuser, von denen die Kreditbank das architektonisch wertvollste Gebäude ist. Grünflächen mit Sträuchern, Blumen, Blattpflanzen und weißen Ruhebänken, die ähnlich gestalteten Anlagen am Rathaus — beides gartenbautechnisch mustergültig — zieren den Wilhelmsplatz. Das im Jahre 1886 bezogene Rathaus bildet seitdem das Wahrzeichen des Wilhelmsplatzes. Eine Zeit hindurch hatte der Volksmund ihn „Schweinemarkt“ benannt. Zu jener Zeit und später noch zeigte hier auf den Jahrmärkten das fahrende Volk seine Künste. Dann entwickelte sich der Wilhelmsplatz zum „Geheimratsviertel“, es entstanden dort die ersten Villenbauten.

Von hier zweigt sich die Kaiserstraße — die längste Straße der Stadt — ab. Sie geht durch die ehemalige Bauernvorstadt, im Zuge der Königsberger Chaussee, und gibt ein Beispiel für die hemmungslose Entwicklung der Stadt nach 1898. In wenigen Jahren, seit Herverlegung der Garnison, fügte sich hier Haus an Haus, meist Woh- nungen für Offiziere. Da steht z. B. die „Villa Linsingen“ (heute Dr. Diehl), in der der erste Rastenburg Regimentskommandeur und spätere Generaloberst v. Lin- singen wohnte. Neben der Villa Linsingen ein Haus im roten Edelputz mit dem Architektenemblem und folgendem plattdeutschen Spruch in der Fassade: „Nem- mer Herr dit Hus in dine Hut — Not, Dockter und Avcaten bliewen but“. Der Häuser- block der Rastenburg Wohnungsbaugenossenschaft, in konjunkturstarker Zeit ent- standen, schließt die Moltkestraße ab. Weiter nach der Lindener Chaussee die Miets- häuser der Mieter-Baugenossenschaft, die in der Inflation zu bauen begonnen hat. Oberhalb eines kleinen alten Zieglerhäuschens das Bürgermeisterhaus auf dem Stadt- gut Rasthöhe. Auf dem Plateau der ansteigenden Kunststraße, vorbei an dem Sem- beck-Siechenhaus, der Gebäude-Komplex der Infanteriekaserne. Der Bau hat die Stadt 3 Millionen Goldmark (einschließl. Grunderwerb) gekostet. Seit 1923 ist die Kaserne reichseigener Besitz. Von der Kaiserstraße, die zum Teil mit Vorgärten ver-

sehen und mit Linden- und Ahornbäumen bepflanzt ist, zweigt sich eine Nebengasse, das im Volksmunde genannte „Spektakelshof“ ab. Dahinter liegen die Kuhweiden. Sie waren die gemeinsame Weide für die Kühe der Ackerbürger, die der Gemeindevorsteher zu betreuen hatte. Er ging blasend durch die Straßen, wenn er die Kühe „sammelte“. Heute sind die Kuhweiden fast ganz bebaut, und auch sonst erinnert nichts mehr an die Zeit, als dieses Stadtgebiet noch offenes Feld war, als mächtige Pappelbäume die Chaussee beschatteten.

Oberhalb der Kuhweiden die Pfarrhufen, grenzend an die Schulstraße, in der das städtische Hindenburg-Oberlyzeum erbaut wird. Auch das Amtsgericht (1932) soll dort seinen Platz finden. Die im Jahre 1926/27 erbaute „Hippelschule“ steht in der von der zukunftsreichen Schulstraße abzweigenden Bismarckstraße. Ein schmuckes Gebäude, auf einem der höchsten Punkte der Stadt gelegen. Über dem Eingang ist das Sandstein-Relief des in Breslau verstorbenen Christoph Hippel angebracht, der im Jahre 1732 seiner Vaterstadt Rastenburg 1 000 Reichstaler zum Besten der Schule und „zur Ergötzlichkeit“ der Ältesten der Bürgerschaft vermacht hat. Nach ihm ist die Schule benannt. In der Hippelstraße, einmündend an der Kaiserstraße, kommen wir zu dem Gebiet der ehemaligen „Neuen Sorge“. Die hier gehende alte Land- (Moltkestraße) und Heerstraße enthält die städtischen Arbeiterwohnhäuser der Thiel'schen Stiftung und das Schlachthaus. Außer der Hippelstraße gehörte zur „Neuen Sorge“ ein Teil der landhausmäßig bebauten Moltkestraße mit dem das Feuerwehrrdepot enthaltenden Stadthof und dem seit 1926 stehenden „Haus der Landwirte“, das gleich andern Häusern einen Anklang an altdeutsche Bauweise hat. In der Wilhelmstraße sehen wir den Kuppelbau der Synagoge und die in Hochgotik errichtete Herzog-Albrecht-Schule, an deren Flügeln sich Weinlaub bis zum Dache hochrankt. Über dem Haupteingang das hohe bleiverglaste Glasfenster der Aula mit den symbolischen Frauengestalten. Das ganze ein Ausschnitt aus dem schönen Rastenburg der Neuzeit. Vor Jahren haben hier grausige Brände gewütet, aus deren Ruinen neues Leben erblüht ist. Auch das Kreishaus mit dem davor stehenden Kriegerdenkmal für die Gefallenen von 1866, 1870/71 ruht auf einer alten Brandstätte. Desgleichen die Gebäude der Friedrichstraße. Die Häufigkeit der Brände in dieser Gegend hatten die in den betr. Straßen — es gab vier Scheunenstraßen — stehenden hölzernen Scheunen verschuldet. Von dem Kreishausplatz, mit Grünanlagen geschmückt und von Rotkastanien beseitet, Blick auf das blauweiße Logengebäude. Südlich davon der Lindenmarkt, der seinen Namen von einem Paar großer Lindenbäume erhalten hat, die früher im Gymnasialgarten standen. Im Hintergrund die Stadtmauer, an die — neben dem Rest des alten Büttelturms — die Marktstände wenig passend angebaut sind. Hier stehen wir wieder ganz in der Nähe des alten Stadtteils mit seiner Romantik.

Daß die Schlenther'sche Bezeichnung Rastenburgs als „Gebirgsnest im Flachlande“ seine Berechtigung hat, beweisen die bergigen Straßenzüge, die wir bei diesem Rundgang bereits durchwandert haben. In der Talsenke der Stadt liegt der vom Orden angelegte Oberteich, umgeben von dem Stadtpark, der ältesten und bisher größten Schöpfung des Verschönerungsvereins. Unser Stadtpark, dem auch die Fremden größte Aufmerksamkeit widmen, ist vor länger als 60 Jahren auf einem Teil des ehemaligen Exerzierplatzes der Jäger angelegt worden. Als eine von Natur begünstigte und von gärtnerischer Hand feingeordnete Ruhe- und Erholungsstätte bietet der Stadtpark

angenehmen Aufenthalt. Seine Tannen- und Laubgruppen sind von satten Grünflächen durchbrochen. Ostwärts erhebt sich das vor 50 Jahren auf dem Gelände des alten Exerzierplatzes erbaute Landgestüt. Gegenüber, auf dem andern Ufer des Oberteiches, liegt der sogenannte „Hermannsberg“. Dahinter die Schrebergärten mit ihrem bunten Blumenflor. In der Erhöhung des Hermannsberges liegt das weit über die Grenzen des Kreises bekannte Kreiskrankenhaus. Eine waldartige Tannenhecke schließt den neuen Teil des Stadtparks ab. Am Jahnplatz vorbei geht es nach dem Schützengarten, der nunmehr 20 Jahre besteht und parkartig eingewachsen ist. Dem Schützengarten benachbart ist die ehemalige Artilleriekaserne, heute zu Wohnungen und zur Berufsschule umgebaut. Im Verlaufe von einem Jahre ist hier in der Artilleriestraße ein neuer Stadtteil entstanden. Vom Krankenhaus geht die Ludwig-Diehl-Straße zur Bartener Chaussee. Oberhalb liegt der Hochmeisterweg mit mehreren im letzten Jahre entstandenen Wohnungsbauten. Vom Oberteich führen drei bemerkenswerte Straßen zur Stadt: Die bevölkerte Stiftstraße, in der sich das Stiftsgebäude für Diensthofen befindet. Die Fischerstraße, die vor Jahrhunderten von Fischern bewohnt war. Darin das katholische Vereinshaus mit Garten. Um 1840 ein öffentlicher Kur-, Bade- und Brunnengarten des angesehenen Kreischirurgen Kaminski. Die Oberteichstraße, in deren unterem Eckhaus der Regierungspräsident v. Saltzwedell vor länger als 60 Jahren eine Anstalt für schwachsinnige Kinder gründete.

Völliges Neulandgebiet sind die Siedlungen auf dem Domänengelände und Stadtgut Rasthöhe. Sie bilden eigene Stadtteile. Ihre Häuser sind, je nach Geschmack und Bedarf, eingerichtet und von Gärten und Ackerland umgeben. Leider noch nirgends — bis auf die Bankmanstraße — eine fest ausgebaute Straße. Die Wege haben ihrem Charakter angepaßte Namen. Vier sind nach Personen benannt: Bankmanstraße, Reschkestraße, Pieper-Weg und Otto-Weg. Die erstere führt über den von der „Gasanstalt“ besäumten Königsplatz. Die Bankmanstraße, deren Fahrdamm wenigstens gepflastert werden konnte, ist die modernste Straße. Auf einer Seite soll sie fünf Meter breite Vorgärten erhalten. Auf der andern sind Bäume inmitten von Grünlandstreifen und ein Radfahrweg angelegt. In der Nähe der Bankmanstraße liegt die für die Unterhaltung der zahlreichen städtischen Anlagen so wichtige Stadtgärtnerei. Nebenan der Friedhof mit zum Teil 100jährigen Bäumen; 1807 auf einem alten *Preußenhügel* angelegt. Durch sein schönes Portal anziehender Blick auf die alte Ordenskirche. Neben dem Portal das „Zeughaus“, einst Sitz des Bezirkskommandos, mit einem das schöne Rastenburg verunzierenden Anbau.

Wandern wir von diesem Berg der hügeligen Stadt weit in das Tal — herab bis zu dem einst einem verwunschenen Garten gleichenden Georgenthal, dessen „Pläsielichkeit“ schon Schaffer rühmte. Hier sind wir am Fuße der herrlichen Georgskirche. Im Georgenthal ist vor einem Jahr das Feierabendhaus des Kreises erbaut worden, ein architektonisch beachtenswertes, dem schönen Rastenburg gut angepaßtes Gebäude. Mitten im Garten steht seit länger als 200 Jahren das schönste alte Gebäude der Stadt, das im Barockstil erbaute Gartenhaus. Aus Zweckmäßigkeitsgründen hat man im Georgenthal die Kläranlage eingebaut. An das Georgenthal schließt sich die im ehemaligen „Galgenfelde“ gelegene Georgstraße an, benannt nach dem „Galgenberge“, der erst 1820 sein schauerliches Wahrzeichen — den Galgen — verloren hat. In der Georgstraße die Bauten des Wohnstätten-Vereins.

Durch die Eisenbahnbrücke im Georgenthal gelangt man zu dem schon erwähnten Gubertal, dessen Höhen und Hänge der Verschönerungsverein aufforsten läßt. Oben hat die Sporthalle des Rastenburger Sportvereins ihre Stätte gefunden. Auf der andern Seite der Chaussee erblickt man die schmucke Wohnbauten-Siedlung der Rastenburger Mühlenwerke. Der Verschönerungsverein hat auch die auf bequemem Wege vom Gubertal zu erreichende Martinsschlucht — ein alter Nebenarm der Guber, durch den heute nur noch ein Rinnsal läuft — erschlossen. Sie ist schon recht schön belaubt und von bemerkenswerter geologischer Beschaffenheit. In Fortsetzung der Schlucht geht ein von Kastanien bestandener Weg über die Lindener Chaussee zu der von Pyramidenpappeln eingefassten Luisenhöhe. Auf dieser Höhe liegt Rastenburgs Ehrenfriedhof. Zwei Granitstein-Säulen bezeichnen ihn. Der Rundbau des Ehrenmals steht dahinter auf Totenwacht. Das Denkmal ist den Gefallenen des Kreises Rastenburg — über 1 300 — im großen Weltenringen gewidmet. Zwei Sandstein-Gedenktafeln erinnern auch an die großen Blutopfer der Garnison-Regimenter.

Im Süden, fast auf gleicher Höhe mit diesem geschichtlichen Hügel, grüßt die Georgskirche herüber. Sie lenkt die Gedanken in die 600jährige Vergangenheit der Stadt zurück. Oft haben die apokalyptischen Reiter an deine Tore gepocht, und Schrecken, Elend und Verheerungen verbreitet. Keine Heimsuchung ist dir erspart geblieben. Aber immer haben deine Bürger Mut und Kraft zu neuem Leben gefunden. Die Kirche gab ihnen Trost und Stärke . . .

Am Morgen des beginnenden neuen Jahrhunderts sei du, mein schönes Rastenburg, begrüßt von deinen Söhnen:

Glückauf und Gott befohlen!

Das Kreiswappen und die Wappen der Städte im Kreise Rastenburg

nach Verwaltungsbericht 1936 und Carl Beckherrn 1892

Der Kreis Rastenburg gehörte zu den wenigen Kreisen in Ostpreußen, die auch ein *Kreiswappen* besaßen. Hierüber wird uns im Jahresbericht der Kreiskommunalverwaltung von 1936 unter „A. Hauptverwaltung. 1. Allgemeines.“ folgendes mitgeteilt:

Durch Erlaß des Preußischen Staatsministeriums vom 25. Juni 1936 ist dem Kreise Rastenburg die Genehmigung zur Führung eines Wappens erteilt worden. Das Wappen beruht auf einem Vorschlag des Preußischen Staatsarchivs in Königsberg. Es besteht aus einer achtblättrigen Bauernrose mit aufgelegter, freischwebender Biene. Die Rose ist in dem *alten* Wappen des Pflegers von Rastenburg enthalten. Die Biene stellt als Sinnbild die ersten Siedler des Kreises Rastenburg und deren Siedlerfleiß dar. Das Wappen wird bereits in dem Dienstsiegel der Kreisverwaltung geführt.

Die *Städtewappen* sind im Gegensatz zum Kreiswappen sehr alt, und stammen bereits aus der Zeit des Deutschen Ordens.

Das Wappen der Stadt *Barten* enthält im roten Felde des Schildes einen kleineren grünen Schild, worin eine aufgerichtete silberne Barte steht. (Die Barte war eine Streitaxt mit kurzem Stiel und gehörte zur Bewaffnung des Reiters. Die Hellebarde wurde vom Fußvolk geführt und besaß einen langen Stiel.) Daneben steht die Zahl



Wappen der Stadt Rastenburg.

1359. Beckherrs meint, daß diese Jahreszahl sicherlich auf einem Irrtum beruht und werde daher aus dem Wappen zu entfernen sein. Seine Ansicht gründet sich darauf, daß zu dem angegebenen Zeitpunkt Barten noch keine Stadt gewesen sein könne, da im Jahre 1377 erst die Burg erwähnt wird und 1419 die daneben gelegene Lischke.

Die Stadt *Drengfurth* wird 1419 als Stadt erwähnt. Im Siegel mit der Jahreszahl 1781 erblickt man eine Justitia mit Schwert und Waage, der aber die gewöhnliche Binde um die Augen fehlt. Es muß dahingestellt bleiben, ob dieser Mangel auf einem Versehen beruht, oder ob etwa eine boshafte Anspielung seitens des Verleihers des Wappens auf die vielleicht nicht immer unparteiische Rechtsprechung E. E. Gerichtes der Stadt in früherer Zeit sein soll. Dieses Wappen, so meint Beckherrs, scheint überhaupt dem Gerichtssiegel zu entstammen und ein eigentliches Stadtwappen nicht zu existieren. Merkwürdigerweise gibt Beckherrs 1892 nicht die Farben des Wappens an.

Die meisten Diskussionen sind um das Wappen von *Rastenburg* ausgelöst worden. Die Burg als Wildhaus erbaut ca. 1329. Die Stadt, erwähnt 1345, erhielt ihre Handfeste 1357 vom Komtur zu Balga, Henning Schindekopf; sie wurde 1378 vom Hochmeister Winrich von Kniprode bestätigt. Eine fast gleichzeitig entstandene Neustadt gelangte nicht zur Selbständigkeit. Ein Siegelabdruck aus dem 16. Jahrhundert zeigt auf einem Boden einen nach rechts gewendeten, vor sieben Laubbäumen stehenden Bären. Diesem wird die schwarze, den Krallen desselben die goldene, den Bäumen und dem Boden die grüne und dem Felde die silberne Tinktur zu geben sein. Einzelne Bäume sollen in der Regel einen Wald vorstellen, wie solches aus den redenden Wappen der Städte Grünhain, Haynichen, Mittelwalde u. a. deutlich hervorgeht. Im Wappen Rastenburgs erinnern sie nebst dem Bären an die Gründung der Stadt am Rande der großen Wildnis.

Ungefähr um die Mitte des 17. Jahrhunderts haben sich die sieben Laubbäume in drei Fichten (Tannen) verwandelt, zwischen denen der Bär eingeklemmt erscheint. Zu dieser Umwandlung scheint eine Bärenjagd Veranlassung gegeben zu haben, über welche die nachstehende Sage berichtet, deren Inhalt mit ziemlicher Sicherheit als Tatsache angesehen werden kann, weil auch in der Wappensage der Nachbarstadt Sensburg von dieser Bärenjagd erzählt wird. Ferner soll sich an das Wappen der benachbarten Stadt Rößel eine Sage knüpfen, die zu der Rastenburgs Bärenjagd ebenfalls in Beziehung zu stehen scheint.

In der Umgegend Rastenburgs hauste vor Zeiten ein gewaltiger Bär, welcher nicht nur den Herden großen Schaden tat, sondern auch Menschen anfiel, so daß es für die Einwohner gefährlich war, die Mauern ihrer Stadt zu überschreiten. Die Bürger sahen sich daher genötigt, gemeinsam gegen das Ungetüm zu Felde zu ziehen. Es gelang ihnen auch, demselben einen Speiß in den Leib zu rennen; da die Verwundung aber nicht tödlich war, konnte der Bär mit dem Speiße im Leibe noch die Flucht ergreifen. Erst nachdem er sich zwischen drei dicht beieinander stehenden Fichten festgerannt hatte, wurde er von den Jägern erreicht und hier vollends getötet. Dieses soll auf dem eine Meile südlich von Rastenburg bei dem Gute Hinzenhof sich erhebenden alt-preussischen Schloßberge geschehen sein, auf dem noch bis in die neuere Zeit drei mächtige, alte Fichten, weithin sichtbar, nahe beisammen standen, und welcher noch gegenwärtig das Rastenburgs Stadtwappen genannt wird. Wie umwohnende Landleute zu erzählen wissen, soll da, wo einst die Fichten standen, noch jetzt Blut hervorquellen, wenn man ein tiefes Loch in den Boden gräbt.

Gegen die Annahme, daß man anstatt der sieben Laubbäume die drei Fichten, das Wahrzeichen dieses den Bürgern durch die daselbst erfolgte Befreiung von dem gefährlichen Tiere denkwürdigen Ortes, in das Wappen aufgenommen hätte, würde kaum etwas einzuwenden sein.

Nach Voßberg soll in dem Siegel unter dem Bundesbriefe von 1440 anstatt des Bären ein Eber vor dem Walde stehen und darüber ein Kreuz schweben. Dieses, das Symbol der Ordensherrschaft, ist nach dem Abfalle der Stadt vom Orden verschwunden, denn das Siegel unter dem Bundesbriefe von 1448 hat es nicht mehr. In der Abbildung dieses Siegels bei Voßberg findet man auch wieder den Eber; dieser aber sowohl als auch der von 1440 sollen doch wohl eigentlich Bären sein, was schon aus der Form der Füße in der Abbildung hervorgeht. Diese beiden Tiere, von ungeschickten Stempelschneidern dargestellt, können leicht miteinander verwechselt werden, was z. B. auch der Stadt Wörlitz passiert ist, in deren Wappen aus dem ursprünglichen wirklichen Eber in der Tat ein Bär geworden ist, möglicherweise dadurch veranlaßt, daß in einigen Gegenden Deutschlands, z. B. in Mecklenburg, Westfalen, Niedersachsen der Eber auch Bär genannt wird, ohne Zweifel aber infolge von Ungeschicklichkeit und Mißverständnis. So wird auch Voßberg den Bären der wahrscheinlich schlecht geschnittenen oder mangelhaft abgedruckten Stempel der Siegel unter den beiden Bundesbriefen für einen Eber gehalten und letzteren in seine Zeichnung aufgenommen haben (Vgl. Beckherrs, Rastenb. Urk. Altpreußische Monatsschrift. Bd. XXII, S. 553, 554).

Die etwaige Annahme, der Bär könnte erst zusammen mit den drei Fichten, in das Wappen gelangt sein, würde dadurch widerlegt sein, daß er in dem oben beschriebenen Siegel aus dem 16. Jahrhundert schon vor den sieben Laubbäumen steht. Ferner ist der Umstand zu beachten, daß die Sage, die von der Entstehung des Wappens von Sensburg erzählt, auch die Aufnahme des Bären in das Rastenburg Wappen aus der gleichen Veranlassung erwähnt, und daß die im Wappen Sensburgs enthaltene Jahreszahl seine Entstehung in das Ende des 14. Jahrhunderts setzen läßt.

In Mitteilungen aus Rastenburs Vergangenheit von 1881 bringt C. Beckherrs die Abbildung des „Sigillum civitatis rastenbure“ mit der Zeichnung des Wildschweins, während auf dem Titelblatt von seiner Arbeit „Rastenburg historisch-topografisch dargestellt“ vom Jahre 1880 das Wappen mit dem Bären dargestellt ist, auf S. 24 dann aber auch das sigillum.

In seinen Ausführungen von 1892 weist Beckherrs nicht daraufhin, wie es denn mit seinen Angaben von 1880 sich verhält, wo er auf S. 24 ausführt, daß das im gotischen Stil erbaute Rathaus „in einem Frontispice“ „das gemalte Wappen der Stadt“ zeigte. In diesem Wappen „figurirt jetzt in weißem Felde ein unter drei Fichtenbäumen stehender Bär in natürlicher Farbe; das ursprüngliche Wappen der Stadt war aber ein anderes, nämlich ein vor einem Walde befindlicher Eber . . . Die Umwandlung des Ebers in den Bären im Anfange des 17. Jahrhunderts wird man wohl der Ungeschicklichkeit eines Stempelschneiders bei der Anfertigung eines Petschaftes zuzuschreiben haben.“

Diese Angaben stützt Beckherrs 1880 auf „gütigst zur Verfügung gestellte Mitteilungen des Professors Dr. Bender in Braunsberg und des heraldischen Instituts zu München“.

Auch A. Boetticher im Band II (S. 143) seiner Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen schreibt:

„Das Wappen der Stadt Rastenburg war ein vor einem Walde befindlicher Eber (Stempel von 1440), über welchem ein Kreuz schwebte. Jetzt besteht (jetzt = 1892) es aus drei Tannenbäumen, durch welche ein Bär hindurchschreitet.“ Boetticher stützt sich einerseits auf Beckherrs 1880 (S. 24), andererseits auf Siebmachers Wappenbuch von 1885, Bd. I., S. 4 und Bd. II., S. 321, Tafel 309.

Das Vereinswesen

nach verschiedenen Quellen

In diesem Abschnitt behandeln wir das reiche Vereinsleben des Kreises Rastenburg, können jedoch bei der Vielzahl der Vereine keine vollständige Zusammenstellung geben. Außerdem mußten einige Berufsvereine bereits in verschiedenen Spezialabschnitten besprochen werden, wie z. B. die Lehrervereine, die Landwirtschaftlichen Ortsvereine, die Feuerwehr und andere. Es handelt sich im juristischen Sinne um Körperschaften des öffentlichen (Feuerwehr) oder privaten Rechts. Von verschiedenen Vereinen kennen wir nicht mehr als ihre Namen.

Einer der ältesten Vereine in unserem Kreisgebiet, wenn nicht der älteste überhaupt, war die *Schützengilde*. Ihr Bestehen ist bereits für die Ordenszeit gesichert, da nach einer Mitteilung im „Führer durch Rastenburg“ vom Jahre 1903 die Königskette auf das Jahr 1485 datiert war. Die nächste urkundliche Datierung fällt in das Jahr 1488, in dem der Großkomtur des Deutschen Ordens an einem Vogelschießen im Schießgarten zu Rastenburg teilnahm. Die Stelle, auf der der Schießgarten gelegen hat, konnte nach Beckherrs im Jahre 1880 nicht mehr ermittelt werden, aber es sei wahrscheinlich, daß er sich längs des Grabens vor der westlichen Front der Stadtbefestigung erstreckte. Er wurde während des zweiten schwedisch-polnischen Krieges, etwa 1656, durch die die Besatzung der Stadt bildenden brandenburgischen Truppen abgebrochen, da er die Verteidigungsfähigkeit des Platzes verringert.

Um die Verteidigungsbereitschaft der Stadt auf der Höhe zu halten, wurden der Schützengilde in der herzoglichen Zeit noch Vergünstigungen zuteil. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm bewilligte mittels Urkunde von 1645 (und 1665) dem jedesmaligen Schützenkönige die Freiheit von der Metze, der Zeise und dem Schoß auf ein Jahr.

Die Schützenkette wird von C. Beckherrs 1880 beschrieben:

„Die Schützenkette ist ein interessantes Denkmal aus alter Zeit. An derselben befindet sich ein Adler in der Größe einer Schwalbe, welcher einen befiederten Bolzen in den Fängen trägt und vergoldet ist. Ferner hängen an der Kette 68 Schilder von der mannigfaltigsten Größe und Form, die zum Teil auch vergoldet sind. Sie wurden von Schützenkönigen verehrt und trugen teils die Namen, teils die Wappen der Geber, einige sind datiert, andere leider ohne Datum. Das Ganze ist von Silber und wiegt 2 Kilo 600 Gramm. Das älteste datierte Schild trägt die Jahreszahl 1488, ist kreisrund und hat einen etwas zurückgebogenen Rand, auf dem folgende Inschrift steht: „wilhelm. graf. zcv. eisenberg. vnd. her. czv. grenss. hoe (trs) stadhelden. vnd. großcampter. mccccxxxvij.“

Die Mitte des Schildes füllt das eingravierte Wappen des Großkomturs, Wilhelm von Eisenberg, aus.

Von einem andern Mitgliede des Deutschen Ordens hängen drei Schilder an der Kette. Die tragen das kunstvoll gearbeitete Wappen und auf dem Rande den Namen:

Jacop Reif genant Waler Devtzke Ordensher.

Datum fehlt.

Von dem Verfasser der älteren Stadtchronik, Rektor an der lateinischen Schule zu Rastenburg Huldreich Schaffer ist ebenfalls ein Schild vorhanden mit der Aufschrift:

Adam Huldreich Schaffer Speier. not. caes. publ. et. prorect. Rs. 1702.

Zum Schluß mag noch ein viertes Schild erwähnt werden mit der Aufschrift:

Christof Schenck Herr zcu Tautenborck 1534.“

Ein Privilegium der Schützenbrüderschaft aus der ersten Zeit ihres Bestehens, die Gesetze der Brüderschaft enthaltend, ist in Beilage XIV bei Beckhern 1880 enthalten. Es heißt dort:

„Ein altes Privilegium so die Schützenbrüder in der Gartenlade aufgehoben und auff welches ihre Gartengesetze zum Teil sich gründen.

In Gottes Nahmen Amen. Wenn alle irdische Dinge leichtlich aus dem Gedächtniße fallen der Leute, darmit daß in allen zukünftigen Gezeiten unser befehlige offenbahr werden, so ist es wol ziemlich, daß man sie mit Brieffen sicher macht. Wissen sollen alle erbare Leute, die diesen Brieff sehen oder hören lesen, daß Wir Gerge Kamnick von Sameck deutschen Ordens Comptur zum Reine mit Wissen und Willen unserer Brüder zum Reine haben gegeben diesen Brieff der Brüderschaft und Brüdern Sanct Jacobs zu Rastenburg zu einer Willkühr, die kräftiglich, feste und stete zu halten zu der Ehre des lieben Sanct Jacobs und ihrer aller Seelikeit willen. Zum dem ersten, wer ihre Brüderschaft gewinnen will, der soll der Brüderschaft geben zwei gutte Skot in die Büchse und zwei Fund Wachs zum Seelgeräthe und alle Quatember sechs Pfennig einzulegen zu einem ewigen Lichte, zu halten und zu bornen in der Pfarrkirchen zu St. Georgen, Gott zu Lobe und dem lieben Sanct Jacob zu einer Ehre. Auch so es geschehe, daß ein Bruder wandelbahr rede, da soll er sich entledigen und verantworten, sofern er in der Brüderschaft bleiben will. Auch so haben es die Brüder verwilligt eines im Jahr mit den Schwestern zusambte zu trincken, nemlich auff Sanct Jacobs Tag, den Tag alleine. So es geschehe nach dem Tage, daß eine Neige bliebe, die mag man trincken den andern Tag und nicht mehr; und ein jeglich Bruder und Schwester im Bruder-Bier bescheiden sey mit ihrem Leibe bey einem Pfund Wachs. Und niemand soll den andern höhnen noch im Schimpfe, noch im Ernste bey einem Pfund Wachs, Niemand einer dem andern seine Kleider zureißen, noch begießen bey einem Pfund Wachs, sollen auch nicht nachmanen bei der Buße noch breith ober zutrinken bey einem Pfund Wachs. Auch soll kein Bruder Gewehre tragen oder bringen in das Bruder-Bier bey einem Pfund Wachs. Und ein jeglich Bruder soll sein Biergeld auflegen auff den Tag, als die Älterleute heißen werden bey einem Pfund Wachs. Auch soll niemand einen Gast einführen, er sey denn ehrbar und bescheiden, zwier, drey Stunden mag er trincken, trincket er darüber, so soll jener, der ihn hat eingeführt vor en geben ein halb Scot. Auch so jemand schuldig ist der Bruderschaft, so mögen ihn die Älterleute pfänden ohne Gerichte. Auch haben es die Brüder verwilliget zu derselbigen Zeit auff Sanct Jacobs Tag, die verstorbenen Brüder und Schwestern zu begehn eins im Jahr mit Vigilien und Seelmessen, und ein jeglich Bruder und Schwe-

ster sollen kommen zu der Vigilie und Seelmessen, wer da nicht ist, der verbüßet von jeglicher Zeit sechs Pfennig. Desgleichen so ein Bruder oder eine Schwester verstirbet oder ihre Kinder, so sollen die Brüder und Schwestern verpflichtet seyn zu kommen zu der Vigilien, und so die Leiche zur Kirche wird gebracht, so soll ein jedermann bey den Messen seyn, zum Opfer gehen und die Leiche helfen zu Grabe bringen. Wer da nicht ist, der verbüßet jeglichen Mahle sechs Pfennige, so dicke er es versäümet. Auch so der junge Mann wird umbgesandt, die Brüder zu verbotten zur Morgensprache oder sonst von der Älterleute wegen, daß ihn niemand abrichte übel bey einem Pfund Wachs. Und so er die Brüder verbottet hat, daß ein jedermann komme bey sechs Pfennigen, ihn irrete denn eine redliche Sache, die ihn entschuldigen möge. Auch soll niemand Gewehre tragen in die Morgensprache, noch melden, noch die Älterleute erzürnen; von jeglichem Bruche ein Pfund Wachs. Auch so die Bruderschaft vermögend würde seyn, so mögen sie ein Altar stiften zu der Ehre des lieben Sanct Jacobs. Zu einem großen Bekenntniße haben Wir Unser Ambst-Insiegel und die Stadt Rastenburg auch ihr Insiegel an diesen Brieff lassen hängen, der gegeben ist zu Rastenburg am Tage Andreae Apostoli in der Jahrzahl Gottes 1420 sten Jahre. Gezeuge sind die Ehrsamten Herren unsers Ordens Bruder Heinrich von Seben Haus Comptur zu Königsberg, Herr Reinhart von Bergen unser Kellermeister, und die Ehrbaren und vesten Veit. ... Hauptmann zu Rastenburg, Berendt Leinbacher, Jorge Ertzstätter, Gregor Land Vogt, Herr Casper Bädtker Pfarrer, Thomas Neumark Bürgermeister, Joseph von der Pforte, Merten Kolman Schultze, Niklas Prange, Hans Francke, Jacobus Holland, Niklas Bendel, Andreas Bernhard, Paul Dingwerth, Michel Thiele, Hans Holland, Greger Stande Älterleute, Lanzenius Stadtschreiber und andere treuwürdige Leute mehr.

Diese Urkunde ist durch den Bischoff Nicolaus von Ermland bestätigt worden.

d. d. Heilsberg, d. 9. November 1485.“

P. J. Langhals führt aus, daß die Schützengilde im Jahre 1420 gegründet worden sei und daß sie den Namen des Hochmeisters Winrich von Kniprode trug, der 1382 verstorben war. Um die letzte Jahrhundertwende erwarb die Gilde am Nordrand der Stadt Gelände, erbaute die Schützenhalle und schuf Grünanlagen. Damit war ein beliebtes Ausflugsziel in Stadtnähe geschaffen. Silberschätze im Besitz der Gilde — Ketten und Pokale — wurden bei Reparaturarbeiten an St. Georg 1912 entdeckt. Vermutlich wurden sie 1757/58 oder 1806/07 dort verwahrt. Von insgesamt vier Ketten wurde die jüngste vom letzten König, Schlossermeister Walter Dunkel — 1939 —, gerettet und der Patenstadt Wesel 1957 zu getreuen Händen zur Aufbewahrung übergeben. Alles andere ist im Tresor der Volksbank e. V. Rastenburg geblieben.

Die in Insterburg erscheinende „Ostdeutsche Volkszeitung“ vom 31. Oktober 1914 meldet, daß die Russen „bei ihrem unerbetenen Besuch in Drengfurth“ der Schützengilde dort die wertvolle „Königskette entwendet“ haben. An ihr waren Königsorden vom Jahre 1830 ab vertreten. Wir haben damit einen Hinweis gewonnen, daß auch in Drengfurth eine Schützengilde bstanden hat. Zweifellos ist das gleiche für die Kleinstadt Barten anzunehmen.

Ob die Rastenburg Schützengilde von der Ordenszeit bis in die Neuzeit ununterbrochen bestanden hat, ist nicht nachweisbar, jedoch sehr wahrscheinlich. Im „Führer durch Rastenburg“ von 1903 wird von einem vor etwa 15 Jahren gebildeten Schüt-

zenverein „Concordia“ in Rastenburg gesprochen, der als Vereinigung von Kleinbürgern entstanden war, sich aber später mit der herkömmlichen Gilde zusammenschloß.

Abgesehen von den verschiedenen Handwerksgilden, die zum Teil schon mehrere Jahrhunderte bestanden und als berufliche Vereine anzusehen sind, sind die meisten Vereine erst im Laufe des 19. Jahrhunderts entstanden. Dies gilt vor allem für die verschiedenen Turn-, Sport- und Musikvereinigungen.

Der älteste Turnverein im Kreise Rastenburg war der „Turnverein Rastenburg 1865“, der das Gründungsjahr in seinem Namen trug. Er setzte sich aus vier Abteilungen zusammen: Männer-, Frauen-, Kinder- und Jugendlichen-Abteilung, und wirkte im „Ostpreussischen Mittelland“ des Kreises „Nordost I der Deutschen Turnerschaft“ vorbildlich. Anlässlich des XIII. Wiedersehenstreffens der „Turnerfamilie Ostpreußen Danzig Westpreußen“ in Lüneburg vom 3.—6. September 1965 erhielt der Turnverein Rastenburg 1865 neben anderen für 100 Jahre des Bestehens das Fahnenband der Deutschen Turnerschaft. Durch geschickte Führung hat es der letzte Vorsitzende, Bauingenieur Paul Neumann, verstanden, seine Getreuen selbst über die Jahre 1933—1939 zusammenzuhalten und anderen Bestrebungen entgegenzuwirken. Es war kein Zufall, daß im Jahre 1939 bei vier gleichzeitig stattfindenden Gauwettkämpfen in Ostpreußen je ein „Rastenburger“ erster Sieger wurde. Sie haben alle Fährnisse des letzten Krieges überstanden und wirken heute als führende Kräfte in Turnvereinen in Westdeutschland.

Als Sohn des Turnvereins entstand am 15. Juli 1908 der „Rastenburger Sportverein e.V.“. Hier fanden sich die Interessenten für Spiel und Sport zusammen. Auch dort wurde gute Arbeit geleistet und Siege beim Fußball und Eishockey errungen. Letztere Abteilung bildete sich aus Schülern und jungen Kräften aus allen Berufen, die sich auf dem Oberteich den Raum schafften für ihr Spiel. Sie hatten sich so zusammengerauft, daß sie in den Reichswettkämpfen antreten und Ostpreußen würdig vertreten konnten. Die Jugendmannschaft der Eishockey-Abteilung des RSV erkämpfte sich in den Jahren 1937—1941 den Deutschen Meister. Im Winter 1935/36 ging die Seniorenmannschaft auf eine Tournee durch Deutschland, für eine Dauer von vier Wochen, um zum Schluß bei den Deutschen Meisterschaften in Garmisch-Partenkirchen im Olympia-Stadion anzutreten. Sie standen hier im Endkampf mit Riessersee. Der Kampf mußte, um eine Entscheidung herbeizuführen, dreimal über die normale Spielzeit verlängert werden. Leider ging er 1:0 verloren.

Viele namhafte Gäste, ja selbst die berühmten „Kanadier mit dem Ahornblatt“, hat Rastenburg in guten Spielen zu sehen bekommen. Walter Kaiser und Kurt Geelhaar als 1. und 2. Vorsitzende des Vereins scheuten keine Arbeit, Mühe und Opfer für diesen Verein.

Zur 50jährigen Wiederkehr des Gründungstages erschien eine Festschrift, die W. Kaiser verfaßt hat.

Der „Führer durch Rastenburg“ erwähnt für 1903 auch das Bestehen eines Radfahrerklubs in der Kreisstadt.

Unter den Musikvereinigungen ist vor allem der Männergesangsverein „Melodia“ zu erwähnen. Langjähriger 1. Vorsitzender war Studiendirektor Ludwig Langbehn, ein Mann von großen Geistesgaben und gütigem Herzen. Das Gründungsjahr des

Madrigalchor Rastenburg e. V. Oratorien- und Konzertverein

Freitag, den 7. März 1924, 8 Uhr
in der Aula des Gymnasiums

Konzert

Georg Blandszun (Bariton) * Adalbert Möhring (Klavier)

Vortragsfolge:

- I. Auf dem Kirchhof Joh. Brahms
Feld einsamkeit „
Ständchen „
- II. Klaviersonate G-dur op. 14 Nr. 2 L. v. Beethoven
Allegro — Andante — Scherzo, Allegro assai
- III. Herr Oluf Carl Doewe
Odins Meerestritt „
- IV. Gute Nacht Franz Schubert
Ihr Bild „
Der Doppelgänger „
- V. a) Adagio H-moll K. Nr. 540 W. A. Mozart
b) Impromptu op. 36 Fried. Chopin
- VI. a) Gesang Weylas Hugo Wolf
Verschwiegene Liebe „
b) Rose weiß, Rose rot Adalbert Möhring
Denk es, o Seele „

Vereins hat P. H. Langhals nicht mehr ermitteln können, meint aber, daß es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts liegen dürfte. Unter seinen drei letzten Dirigenten Gustav Schulz, Albert Schüler und Heinrich Liedtke hatte er ein gleichbleibend beachtliches Niveau und hat viel zur Verbreitung und Pflege des deutschen Liedes und zur Verschönerung von Veranstaltungen beigetragen. M. Modricker notiert über den Männergesangsverein nur kurz: „Von den alten Vereinen bestand noch die Melodia. Wenn sie auch nicht mehr mit größeren Vereinsaufführungen hervortrat, brachte sie doch unter ihrem Leiter Lehrer Schulz manch schönes Konzert.“

Der kulturellen Förderung diente auch der „*Madrigalchor*“, der sich als neuer musikalischer Verein gebildet hatte, geführt von Oberstudienrat Dr. Grunert. Mehrere Jahre lang stand er auch unter der musikalischen Leitung von Musiklehrer Möhring, der ein äußerst begabter Musiker war und mit wertvollen Aufführungen an die Öffentlichkeit trat. Auch Künstlerkonzerte wurden von ihm veranstaltet. So spielte wiederholt das Klingler-Quartett in Rastenburg. Möhrings Nachfolger wurde Musiklehrer Schüler.

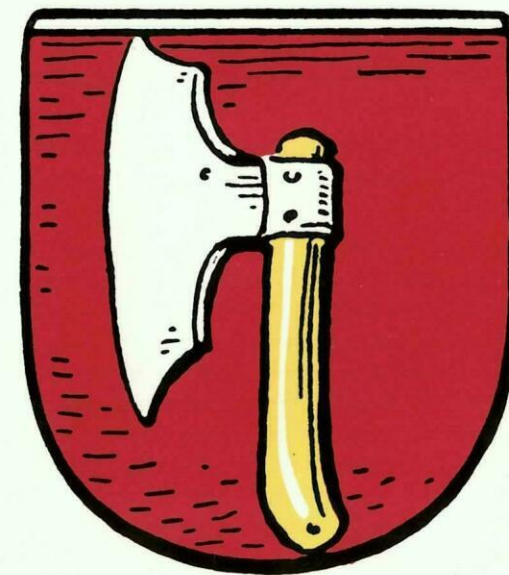
Früher bot der Verein „*Melodia*“ seinen Mitgliedern öfters Gelegenheit zu Vereinsaufführungen, die durch den sich selbstlos opfernden Emil Beyer ermöglicht und von dem alten Kantor Küßner geleitet wurden. Im Mittelpunkt solcher Aufführungen standen die theatralisch und musikalisch begabten Mitglieder Rektor Felsch, Juwelier Louis Knorr, Marie Reedig, Helene Felsch und die allerliebste Käthe Stephany. Eine hervorragende Leistung der Melodia war die Aufführung der Flotowschen Oper „*Stradella*“.

Der in den ersten Monaten des Jahres 18. . gegründete „Musikverein“, Vorstand: v. Lukowitz, Kantor Küßner, Emil Beyer, Frau v. Staszewski, Frau Hilbert, Medem und Techow, erlaubte den Schülern den Eintritt. Er brachte größere Gesangswerke zur Aufführung, darunter „*Mirjams Siegesgesang*“ und „*Loreley*“. Der Melodia gliederte sich ein *gemischter Chor* an. So konnte sie auch Oratorien von Händel, Haydn und Bach zu Gehör bringen. Die Orgelbegleitung übernahm Ernst Beyer, der sehr begabte Sohn des Emil Beyer. Überall war die treibende Kraft Emil Beyer. Sein starker wohlklingender Baß trug sehr zum Gelingen der Aufführungen bei. Man zog auch bedeutende auswärtige Kräfte heran. Als Wilhelm Kowalski die Schlemm'sche Buchdruckerei übernahm, wurde er der geschäftliche Leiter aller Konzerte. Als Gäste erschienen in Rastenburg der Geiger Wilhelmi, Teresina Tua, Tivadar Nachez, Hofopernsängerin Dorirea Artot de Padilla, Frau Professor Joachim, der Klaviervirtuose Reisenauer. Der Vortragsphysiker Fina zeigte zum ersten Male das elektrische Licht, Physiker Dähne führte die drahtlose Telegraphie vor.

Dann trat der von Landrat v. Schmidtseck begründete *Konzertverein* an Kowalskis Stelle. Schmidtseck war selbst hochmusikalisch und spielte sehr gut Cello. Er brachte sehr gute Künstler nach Rastenburg, wie Cläre Dux, Arthur Schnabel und andere.

Gymnasialdirektor Großmann (seit 1894 in Rastenburg) war sehr kunstbegeistert und förderte die Schülerkonzerte, die Gymnasiallehrer Meier leitete. Auch die Gesangsaufführungen des Konzertvereins leitete er mit bestem Erfolg. Die Schüler führten z. B. das herrliche Goethe-Mendelssohn'sche „*Meeresstille*“ und „*glückliche Fahrt*“ auf, ferner „*Torquato Tasso*“ und 1896 „*Iphigenie*“.

Nach 1918 begann eine neue Zeit. Durch den in jener Zeit einsetzenden Siegeszug von Kino und Radio begann, zunächst langsam, dann aber immer schneller, die Tech-



Wappen der Stadt Barten.

nisierung der Kunst. Das wirkte sich natürlich wenig günstig auf das kulturelle Leben aus.

Eine lange Geschichte im kulturellen Leben der Stadt Rastenburg hat das *Theaterwesen*. Erstmals wird 1673 erwähnt, daß Komödianten im Rathause spielten. Am 23. 12. 1700 präsentierte der Herr Rektor ein actum oratorium mit den Knaben. Später fand im Gymnasium alljährlich der Hippelactus statt.

Ein kulturelles und geselliges Leben, wie wir es kennen, entwickelte sich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts. Rudolf von Gottschall, der als Primaner in Rastenburg war, hat seine dortigen Eindrücke aus der Zeit um 1840 beschrieben. Er hatte starke literarische Interessen und verfaßte als Schüler ein Drama „Herkus Monte, der Preußen Heerfürst“, das er in der Druckerei des „Rastenburger Kreisblatts“ erscheinen ließ. Von irgendwelchen kulturellen Veranstaltungen weiß er aber noch nichts zu berichten.

Erst nach dem Kriege 1870/71 begann auch in Rastenburg ein zeitweise recht reges kulturelles Leben, das Wilhelm Kowalski in den „Rastenburger Heimatblättern“, 1928, schilderte.

„In den Tagen meiner Jugend erschien fast alljährlich die eine oder andere Theatergesellschaft und hatte regen Zuspruch: Morohn, Stölzel, die Trendies, Hoffmann-Morohn, Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre der Direktor des vereinigten Memel-Tilsiter Stadttheaters Linke. Zuerst wurde im Remter des Schlosses gespielt, dann in der Einfahrt des Hotel Königsberg, nach Erbauung des Saales des Hotels in diesem. Auch im neu erbauten Saal des Hotels Thuleweit und im Saal des Georgentals fanden Aufführungen statt. Der Spielplan der Fachbühnen bestand meist in Lustspielen, Possen und Volksstücken. Auch klassische Dramen, Iffland und Kotzebue gingen über die Bühne, größere Gesangsstücke erst, seitdem Direktor Linke die reizende Operettensoubrette Frau Hitzratz-Szczepanska engagiert hatte. Sie spielte die „Schöne Galathee“, im Georgental sogar „Die Fledermaus“.

1880 wurde die erste Oper unter Direktor Bachmann in Rastenburg aufgeführt. Er selbst war ein tüchtiger Bariton, spielte Mozart und Roieldieu. Nach getaner Arbeit saßen die Künstler meist noch mit Theaterbesuchern im Speisesaal des Hotels Thuleweit, wobei von den anwesenden Melodianern noch manches Liedchen mit den Künstlern gesungen wurde. Nach Linke erschien etwa 1883 Direktor Hoffmann vom Graudenzer Stadttheater mit einer erlesenen Gesellschaft. Sie gab die neuesten Operettenschlager im Hotel Königsberg. Ihm folgte der Theaterdirektor Eschenbach mit Schauspielern, Lustspielen und Operetten bei Thuleweit. Der Spielleiter des Königsberger Stadttheaters, Herr Huwart, brachte bei Thuleweit Opern: Freischütz und Waffenschmied, bei welchen Aufführungen ein Enkel Lortzings, Herr Krafft-Lortzing, die Klavierbegleitung spielte. Zu einem Orchester langte der Aufwand nicht.

Von besonderer Bedeutung war die mehrere Jahrzehnte bestehende „Ressource“, die Stadt und Land in Geselligkeit verband, und in der manch gut gespieltes feines Bühnenwerk über die Bretter ging. Die immer vorzüglich geleiteten Aufführungen (Krause Wolka) hatten auch ebensolche Kräfte herangezogen. Leider führte der Ehrgeiz eines neu zugezogenen Mitglieds zur Auflösung der Ressource. Die Stadt war damit ihres so beliebten Vereins beraubt. Selbst die Führerschaft des alten Kolmar vermochte nicht, ihn neu zu beleben.

Nach dem 1. Weltkrieg nahm das Theaterleben erst langsam wieder einen Aufschwung. Zunächst spielte das Lycker Stadttheater. Dann gab etwa die letzten 15 Jahre bis zum Zusammenbruch von 1945 das Landestheater Südostpreußen aus Allenstein unter seinem Intendanten Ernst Theiling jährlich etwa 12—14 Gastspiele im Hotel Königsberg. Neben modernen Lustspielen und Operetten brachte das Theater auch Klassiker und gelegentlich Opern.

Besondere Erwähnung verdient der *Dramatische Verein*, der unter Leitung von Frau Oberstudienrätin Demant vor allem zeitgenössische dramatische Werke mit verteilten Rollen las. Da auch Zuhörer an den Veranstaltungen teilnehmen durften, wurde ein weiterer Kreis für das dramatische Schaffen interessiert.

In den dreißiger Jahren erstand auch der alte *Konzertverein* zu neuem Leben. Rudolf von Schmidtseck, der Sohn des ehemaligen Landrats, und wie sein Vater ein hochmusikalischer Mann, der selbst auf der Orgel ein Meister war, und Fräulein Eva Eicke waren seine Stützen. Das Konzertleben erlebte nun eine neue Blüte. Künstler von Weltruf, wie die Pianisten Edwin Fischer, Elly Ney und Raoul von Koczalski, der Cellist Mainardi, die Violinvirtuosin Ginette Neveu und das Rose-Quartett gastierten in Rastenburg. Die Konzerte fanden in der neuen großen Aula des Oberlyzeums statt und waren immer sehr gut besucht, da zu ihnen sogar Besucher aus der näheren und weiteren Umgebung der Stadt erschienen. Das KdF schaltete schließlich den Verein gleich. Das Kulturprogramm wurde politisch propagandistisch.

Schließlich darf nicht versäumt werden, darauf hinzuweisen, daß das *Liebbhabertheater* vor allem bei den verschiedenen Kameradschaften des Kyffhäuserbundes eine Pflegestätte fand.

Die in den ersten Jahren nach dem 1. Weltkriege sehr geförderte Volkshochschularbeit fand einen wenig geeigneten Boden und schlief bald ein. Größeren Erfolg hatten die von der Buchhandlung Weigel organisierten *Dichterabende*. So lasen u. a. aus ihren Werken Börries von Münchhausen, Will Vesper und Max Jungnickel.

Mit zu den ältesten Vereinen gehören der Landwirtschaftliche Verein, der schon vor 1850 bestand, und der „*Verein zur Erziehung verlassener Kinder in Preußen*“. Obwohl im besonderen ein Verein des Kreises Gerdauen übte er seine Wirkung auch auf andere Kreise in Ostpreußen aus. Im Jahre 1832 erstattete er seinen 8. Jahresbericht für das Jahr 1831. Er muß demnach im Jahre 1824 gegründet worden sein. Als 69. Fall, um den sich der Verein zu kümmern hatte, wird in dem Bericht für 1831 eine Charlotte Zander aus Rastenburg genannt, die erst 9 Jahre alt war, „das dritte von den 3 unehelichen Kindern einer Mutter, der sittlichen Verwahrlosung gänzlich preisgegeben. Es ist dieses Kind beim Schuhmachermeister Großmann in Gerdauen in Kost und Pflege gegeben und Herr Erbhauptamts-Assessor Porsch leitet seine Erziehung“. Die Geschäftsführer des Vereins zur Erziehung verlassener Kinder in Gerdauen waren am 19. September 1832: Krah. Milau. Dr. Siehr. Dengel. Litzig. (s. Preuß. Prov.-Bl. 1832).

Auch die *Loge* darf nicht übergangen werden, mit der vor allem der Professor Dr. Anton Heinrich Brillowski verbunden war. Er wandte ihr einen großen Teil seines Interesses zu und war ihr Meister vom Stuhl von 1848—1861. Er zeichnete sich durch eine hinreißende Rednergabe und große Geschäftsgewandtheit aus. Auch hat ihm die Loge die Erwerbung eines eigenen Grundstücks und den Bau eines eigenen

Hauses zu verdanken. Die Straße, in der das Gebäude lag, erhielt den Namen Logenstraße.

Im Jahre 1863 wurde in Rastenburg ein *Handwerkerverein* gegründet, dessen erster Vorsitzender Prof. Dr. Friedrich Techow gewesen ist.

Eine besondere Rolle spielte in der Kreisstadt der *Verschönerungsverein*, dem Bürgermeister Pieper lange Jahre als Vorsitzender vorstand. In dieser Zeit wurden die schönen Anlagen am Kreishaus und am Schloß geschaffen. Auch die Anlage des Seeweges ist sein Werk. Als die romantischen Guberberge durch den Ankauf der Domäne im Jahre 1910 städtisch geworden waren, bepflanzte sie der Verschönerungsverein und legte in ihnen Promenadenwege an, so daß das reizvolle Tal eine Sehenswürdigkeit der Stadt wurde. Als später noch zu den Anlagen die Martinsschlucht hinzukam, wurde eine Verbindung zur Heiligelinder Chaussee hergestellt. Auch den Wilhelmsplatz ließ Bürgermeister Pieper als Vorsitzender des Verschönerungsvereins bepflanzen.

Eine gleiche aktive Tätigkeit entwickelte Pieper in der Schützengilde. Der Gedanke der Anlegung eines Schützengrabens ist von ihm ausgegangen und von ihm zusammen mit Erdtmann und Rohmann durchgeführt worden. Auch als Schützenmeister diente er der Schützengilde viele Jahre.

Schließlich bestand noch ein *Gewerbeverein* in der Kreisstadt; auch wird ein *Kaufmännischer Verein* erwähnt, den der Mühlenbesitzer Gramberg von 1911 bis 1927 als Vorsitzender musterhaft leitete.

Eine bedeutungsvolle soziale Tätigkeit entwickelte in Stadt und Landkreis der „*Vaterländische Frauenverein*“, dessen Tätigkeit sich in den Notjahren 1867/68 und im 1. Weltkrieg segensreich auswirkte. Auf Betreiben des Landrats von Knyphausen wurde 1921 aus Patenschaftsgeldern der Provinz Hannover das Georgenthal für den Vaterländischen Frauenverein erworben. Hier wurde dann das Kreisaltersheim im Jahre 1921 nach den Plänen des Architekten Heinz Stoffregen erbaut.

Als Zusammenschluß der einzelnen Kirchspiele bestand in der Kreisstadt und an sämtlichen Kirchspielhauptorten unter der Leitung des jeweiligen Gemeindepfarrers die „*Evangelische Frauenhilfe*“. Auch *Kirchenhöre* bestanden in den einzelnen Gemeinden, die an den Hohen Festtagen der Kirche den Gottesdienst feierlich zu gestalten halfen.

Sehr verbreitet waren ferner in Stadt und Land die Kriegervereine, von denen der aus Rastenburg im Jahre 1903 erwähnt wird.

Zu den Sportvereinen zu zählen ist schließlich noch der *Anglerclub „Glückauf“*, der in Rastenburg die Nutzung des Oberteichs gepachtet hatte, — für 200,— RM Pacht halbjährlich.

Nach dem 1. Weltkrieg gab es in der Kreisstadt Rastenburg einen *Kulturverein*, der im Jahre 1931 einen Zuschuß von 1 000,— RM für das Landestheater erhielt.

Ebenso entstand nach 1918 der „*Verkehrsverein Rastenburg*“, der die Werbung für den Fremdenverkehr durchführte und Hotelzimmer an Reisegäste vermittelte.

Besondere Bedeutung erlangte im Kreise Rastenburg der *Bienenzuchtverein*, der hier durch die Nähe der Imkerschule in Korschen große fachliche Vorteile besaß.

nach Altpreußische Biographie und M. Modricker

1. *Bendel, Nikolaus*, geboren in Rastenburg um 1466, gestorben in Königsberg um 1528. Er studierte in Leipzig (1484), wurde Baccalaureus 1487, Magister 1492. Er wirkte dann in Leipzig als Dozent, von 1493—98 Promotor, der hauptsächlich preußische Landsleute graduierte, vertrat 1497/98 als Vizekanzler den Kanzler der Universität, den Bischof von Merseburg. Nach Preußen zurückgekehrt, wurde er noch 1498 Großbürger in Königsberg-Altstadt, 1499 Schöffe. Von Beruf Kaufmann. Spätestens 1508 Ratmann, als solcher mit einer Ordensgesandtschaft zu einer Tagfahrt in Breslau. Von 1510—22 erscheint er abwechselnd als Bürgermeisters Kumpan oder Bürgermeister, 1516 ist er Kirchenvater und legt ein Register bei der Altstädtischen Kirche an. 1522 kommt er zuletzt im Amte vor. Er scheint dann aus dem Rate ausgeschieden zu sein, als Privatmann wird er noch 1524 und 1527 erwähnt. Wie manche andere studierte Leute scheint er durch den Hochmeister Herzog Friedrich von Sachsen nach Königsberg gezogen worden zu sein. Bendel kommt auch unter dem Namen Nikolaus von Leipzig vor. — *Quellen*: Stadtbibl. S. 43 2°. S. 202, 491, S. 36 2° S. 61. — Staatsarchiv Königsberg OF 84. S. 30 f., 61, 121, 150. — Meckelburg, Kgb. Chroniken, S. 3 f. — Perlbach, Quellenbeitr. S. 90, 123. — Toeppen, Ständetage V, S. 549. — Tschackert, UB II, Nr. 11a. — Perlbach, Prussia schol. S. 94, 188. — Freytag in Ztschr. Westpr. Gesch. Ver. H. 44, S. 72, 92, 100. — Erler, Matrikel Lpz. (Reg.). — Krollmann, Ratslisten — William Meyer in Altpr. Biographie. 2. Lief. 1937, S. 45.

2. *Braun, Hermann Adalbert*, geboren in Kämlack bei Rastenburg am 9. 2. 1854, gestorben in Angerburg am 22. 4. 1931. Sein Vater: Lehrer Friedrich Braun. — Er besuchte das Gymnasium in Rastenburg, war dann stud. Theologie in Königsberg und Greifswald, war 1868 bis 72 im Schuldienst in Graudenz und Darkehmen, 1872 Pfarrer in Lötzen, wurde 1881 Superintendent und Kreisschulinspektor in Angerburg. Das dort durch Gräfin Anna von Lehndorff-Steinort 1879 erbaute Siechenhaus wuchs unter ihm zu einer großen Anstalt (250 Insassen). 1897 entstand sein eigentliches Lebenswerk, das Kinderkrüppelheim (seit 1922 Bethesda heißend), durch das er in der ganzen Provinz populär wurde. Es umfaßte eine große Lehranstalt mit 11 Werkstätten und orthopädischer Klinik (1914 400 Insassen). Daneben war Braun ein volkstümlicher Erzähler von schlichtem Humor, der gern ostpreußische Heimatgeschichte verwertete: Ostpreußische Erzählungen, 2 Bände. — Aus der masurischen Heimat. — Erzählungen eines Urgroßvaters aus seinem Leben. (Selbstbiographie). — Ostpreußenchronik 1914/15. — Er gab auch eine Reihe von Predigt- und Andachtbüchern heraus. B. war zweimal verheiratet mit Bertha und Luise Klebba. Sein Sohn Erich folgte ihm als Anstaltsleiter. — *Quellen*: Die Selbstbiographie. — Erich Braun, 50 Jahre im Dienst der Barmherzigkeit. — Rousselle in Altpreuß. Biographie. 3. Lief. Kgbg. 1937, S. 79.

3. *von Buddenbrock, Gustav Freiherr*, geboren in Lamgarben, Kr. Rastenburg am 4. 3. 1810, gestorben in Düsseldorf am 31. 3. 1895. B. kam 1827 aus dem Kadetten-

korps in das 21. Inf. Regt., nahm 1848 als Adjutant der 4. Division an den Kämpfen gegen die Aufständischen in Posen teil. War seit 1853 im Generalstab und wurde 1856 Major und Bataillonskommandeur des 53. Inf. Regts., machte den Feldzug gegen Dänemark mit, führte bei Düppel die 4te Sturmkolonne und nahm teil am Übergange nach Alsen. Erhielt darauf als Generalmajor die 28. Inf. Brigade und 1866 die 2te Inf. Brigade in Danzig, die er im Kriege gegen Österreich führte, (Trautenau). 1867 wurde er Generallt. und Kommandeur der 6. Division. Im Kriege gegen Frankreich führte er die 6. Inf. Division beim 3. Armee korps in der 2. Armee (Prinz Friedrich Karl) und nahm rühmlichen Anteil an der Schlacht bei Vionville, an der Einschließung von Metz und an den Kämpfen an der Loire bis zur Besetzung von Le Mans. E.K.I. und Eichenlaub zum Pour le mérite. 1871 wurde B. Gouverneur von Königsberg, 1872 nahm er den Abschied und zog nach Düsseldorf. — *Quellen*: A. D. B. 47. S. 334. — Krollmann in Altpr. Biogr. 3. Lief. Kgbg. 1937, S. 90.

4. *von Bülow, Christoph, Karl*, geboren in Glubenstein (Gemeinde Weischnuren), Kr. Rastenburg, am 26. 5. 1716, gestorben am 28. 6. 1788. — Sein Vater: Daniel Levin von Bülow. Seine Mutter: Dorothea von Schlubhuth. Trat 1731 beim Drag. Regt. von Cosel ein (1718 Kür. Regt. 3) wurde Rittmeister im Regt. Gens d'Armes (1807 aufgelöst). 1757 Oberstleutnant, 1758 2ter Komand. des Drag. Regt. Bayreuth, 1759 Oberst und nach der Schlacht von Torgau Generalmajor und Kommand. en chef des Regts. 1763 wurde B. Generalinspekteur der ostpr. Kav. Regimenten, 1771 Generalleutnant, 1787 General der Kav., Ritter des Schwarzen Adlerordens. 1760 erhielt er die Amtshauptmannschaft zu Memel und 1773 zu Oletzko. — *Quellen*: (König) Biogr. Lex. 1, S. 286. — Lange, Soldaten Friedr. d. Gr. S. 248. — Stammtafeln Gallandi. — Bülow'sches Familienbuch 1. — E. v. d. Ölsnitz in Altpr. Biogr. 3. Lief. Kgbg. 1937, S. 91.

5. *von Bülow, Johann Albrecht*, geboren in Glubenstein am 23. 12. 1708, gestorben in Berlin am 19. 9. 1776. Bruder von Chr. Karl von B. Heiratet 1747 Magdalene Jakobine von Forestier. Trat 1720 beim Regt. zu Fuß des Prinzen Leopold Maximilian von Anhalt Dessau ein und war im 1. schles. Kriege Adjutant des Prinzen. 1742 Major im Regt. Markgraf Karl, 1754 Oberst, 1757 Generalmajor und Chef des bisherigen Regts. Alt-Württemberg. 1760 Generalleutnant und Ritter des Schwarzen Adlerordens. 1766 Gouverneur von Spandau, 1775 General der Inf. — *Quellen*: (König) Biogr. Lex. 1, S. 286. — Lange, Soldaten Friedr. d. Gr. S. 248. — Stammtafel Gallandi. — Bülow'sches Familienbuch 1. — E. v. d. Ölsnitz in Altpr. Biographie, 3. Lief. Kgbg. 1937, S. 91.

6. *Cholevius, Karl Leo*, geboren am 4. 3. 1814 in Barten, gestorben am 13. 12. 1878. Sein Vater: Kaufmann Karl Ludwig Ch. Seine Mutter: Amalie Aglester. Er besuchte das Gymnasium in Rastenburg, studierte seit 1833 in Königsberg Phil. u. Geschichte, wobei er namentlich von F. W. Schubert Anregungen empfang. Nach einjähriger Tätigkeit in Rastenburg kam er 1839 an das Kneiph. Gymn. Königsberg, an dem er fast bis zu seinem Tode wirkte und zumal im deutschen Unterricht Hervorragendes leistete. Seine Schriften, auch die wissenschaftlichen, sind aus seiner Berufstätigkeit erwachsen. Die Albertina würdigte seine Leistungen 1862 durch die Ver-

leihung des Doktordiploms ehrenhalber. Sein wissenschaftliches Hauptwerk ist die „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen“, 2 Bde., Leipzig 1854/56. Trotz mancher Mängel ist es ein bedeutender und in seiner Anlage einzigartiger Versuch, einen Gesamtüberblick über das Fortwirken der Antike im deutschen Schrifttum zu bieten. Durch gute Inhaltsangaben zeichnet sich sein Buch über die bedeutendsten Romane des 17. Jahrhunderts aus. Von seinen für die Schulpraxis bestimmten Arbeiten war die erfolgreichste: „Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen“ 2 Teile 1860/62, 1876/77 in 10. Aufl. Verheiratet war Ch. mit Karoline Wächter (gestorben 1882). — *Quellen:* Kirchenbuch Barten. — A. D. B. 47, S. 478. — Prutz, Albertus Univ., S. 190. — Lehnerdt in Altpr. Biogr. 4. Lief. Kgbg. 1938, S. 104.

7. *Cunde, Johann*, geboren in Freitz bei Schlawe in Pommern 1724/25, gestorben in Rastenburg am 12. 5. 1759. — Sein Vater: Holzwärter. — Cunde besuchte die Armenschule in Stolp, seit 1737 als Freischüler das Friedrichkolleg in Königsberg, dort studierte er seit 1741 Theologie. Er war ein Mitschüler Kants, mit dem ihn eine engere Jugendfreundschaft verband, die auch während des Universitätsstudiums andauerte. 1743 wurde er Lehrer am Fridericianum, wo er bis 1755 zuletzt als Subinspektor und Vesperprediger wirkte. Die Arbeitsüberhäufung in diesen Ämtern scheint seine Gesundheit erschüttert zu haben. 1756 wurde er Rektor in Rastenburg, in Amt, das er nur noch 3 Jahre bekleidete. C. muß ein ausgezeichnete Pädagoge und Mensch gewesen sein. Einer seiner Schüler, Ludwig Ernst Borowski, der spätere Freund Kants, sagt von ihm: „Unter den Lehrern meiner Zeit ragt Cunde über alle seiner Zeit, vielleicht über alle, die in hundert Jahren Lehrer der Anstalt waren, weit hervor. Ein durchaus origineller Mann. Stupende Gelehrsamkeit, die jeder Universität Ehre gemacht hätte, ganz unvergleichbare Methode... alle seine Schüler, auch ich, beugen uns vor seinem Namen.“ — *Quellen:* N. Preuß. Prov.-Bl. 2. F. 3, 1853, S. 241 ff., 3. F. 1860, S. 105. — Altpr. Monatsschr. 18, S. 645. — Zippel Gesch. d. Friedrichskollegiums, S. 117 ff. — Schwarz in Altpr. Biogr. 4. Lief. Kgbg. 1938, S. 119.

8. *Dembowski, Heinrich*, geboren in Groß Guja, Kr. Angerburg am 24. 8. 1812, gestorben in Rastenburg am 19. 5. 1901. Sein Vater: Bauer. — Der begabte Junge kam auf Dinters Veranlassung nach Königsberg, besuchte das Altstädtische Gymnasium, studierte seit 1832 Philosophie und Geschichte, später auch Theologie, wurde Lehrer und Direktor des Waisenhauses und des Lehrerseminars, so lange es mit dem Waisenhaus verbunden war. Dembowski war eine in sich geschlossene Persönlichkeit, streng konservativer kirchlicher Haltung, die er auch im öffentlichen Leben bekundete. Er beteiligte sich seit 1848 eifrig an der Niederzwingung der Königsberger Demokratie durch Gründung des evangelischen Arbeitervereins und, nachdem der alte Pestalozzverein in das demokratische Fahrwasser geraten war, durch Gründung des neuen P. V. Ebenso stand er in vielen Unternehmungen der kirchlichen Liebestätigkeit an führender Stelle. Seine besondere Liebe und Tätigkeit galt jedoch dem Waisenhaus, dessen Schule er zu einem Progymnasium ausbaute; den Unterrichtsbetrieb hob er durch verständnisvolle Förderung jugendlicher Eigenart auf eine beachtliche Höhe. 1891 schied er aus dem Amte aus. — *Quellen:* Zur Gesch. d. kgl. Waisenhauses zu

Kbg. (Progr. d. Waisenh. 1879, 1881—1890). — Der Volksschulfreund Jg. 65, Nr. 23, 1901. — Adam in Altpr. Biogr. 4. Lief. Kgbg. 1938, S. 127/128.

9. *Dembowski, August Hermann*, geboren am 17. 4. 1853, in Königsberg, gestorben am 21. 2. 1913 in Carlshof bei Rastenburg. — Sein Vater Heinr. D., Direktor d. kgl. Waisenhauses (vgl. oben). Seine Mutter: Johanna Kreyssig. — Er besuchte das Friedrichskolleg, studierte in Königsberg und Leipzig. Den Plan der akademischen Laufbahn (Kirchengeschichte) aufgebend, trat er 1879 in den Dienst des Ostpr. Provinz-Vereins für innere Mission. Seit 1883 Leiter der von Superint. Klapp gegründeten Anstalt für Epileptische in Carlshof b. Rastenburg. In 30 Jahren schuf D. hier das größte und vielseitigste Liebeswerk des Ostens. Als besonders wichtig erwies sich die Diakonenanstalt zur Ausbildung der männl. Berufsarbeiter der Ostpr. inn. Mission 1883. Dazu kam 1884 die ostpr. Arbeiterkolonie (nach Bodelschwinghschem System), 1890 die Trinkerheilstätte, 1901 die große Erziehungsanstalt in Eichhof. Bei seinem Tode hatten die Anstalten im ganzen 1 500 Insassen und es gab 110 ausgebildete Diakone in Ostpreußen. D. war verheiratet mit Martha Völckerling. Sein Sohn Heinrich war seit 1923 Leiter der Anstalten. — *Quellen:* Selbstbiographie in Hennig: Wie der Meister uns in den Weinberg rief, Rauhes Haus. — Rousselle, Hermann Dembowski und seine Anstalt Carlshof, Königsberg 1918. — Rousselle in Altpr. Biographie, 4. Lief. Kgbg. 1938, S. 128.

10. *Dömpke, Gustav*, geboren in Barten, Kr. Rastenburg, am 15. 1. 1853, gestorben in Königsberg am 12. 11. 1923. Er besuchte das Gymnasium in Rastenburg, studierte Geschichte und Geographie in Königsberg und betrieb gleichzeitig musikalische Studien. Er ging 1884 nach Wien als Musikschriftsteller und wurde durch Hanslick für die akademische, wagnerfeindliche Richtung bestimmt. 1887 kehrte er nach Königsberg zurück, wurde Musikreferent an der Königsberger Allgemeinen Zeitung, 1897 durch Emil Krause an die Hartungsche Zeitung herübergezogen, deren Mitarbeiter er bis zu seinem Tode verblieb. Durch sein Bach-Brahms-Kränzchen trat er mit den musikliebenden Kreisen in nähere Beziehung und machte ihnen erstmalig alte klassische Musik wieder zugänglich. Durch seine scharfe Einstellung gegen Richard Wagner, aber auch gegen Liszt, Wolf, Bruckner und andere neudeutsche Tonsetzer geriet er in tiefen Gegensatz zu seinen Kollegen von der Kritik (Nodnagel) und zu den musikalischen Praktikern wie Wendel und Scheinpflug. In der Inflationszeit verfiel er wie so viele andere in materielle Not. — *Quellen:* Hart. Ztg. 1923 Nr. 266. — Ostpr. Ztg. 1923 Nr. 200. — Müller-Blattau, Gesch. d. Musik, S. 158 f. — Güttler in Altpr. Biogr. 5. Lief. Kgbg. 1938, S. 137—138.

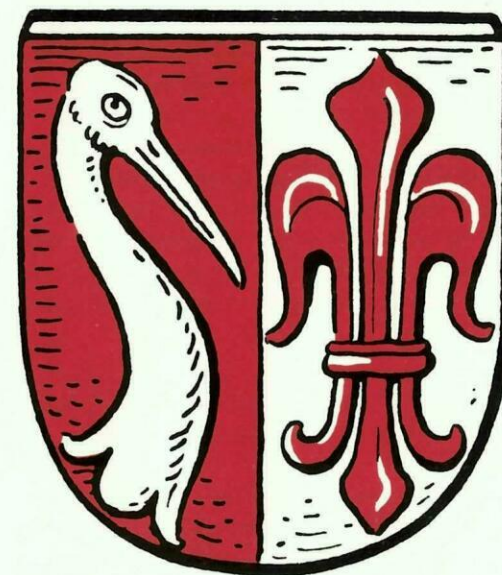
11. *von Egloffstein, Albrecht Dietrich Gottfried Graf*, geboren in Lamgarben am 6. 5. 1720, gestorben in Arklitten am 11. 5. 1791. Sein Vater: Abraham Johann Gottfried v. E., Amtshauptmann zu Ragnit. Seine Mutter: Luise Gottliebe v. d. Groeben. — Er studierte in Königsberg (immatr. 1732, am 26. Oktober), hielt als Student bei der Huldigung für König Friedrich II. die Ansprache namens der Studentenschaft, wurde vom Könige sofort als Fähnrich eingestellt, 1759 Kapitän, 1761 Major. Machte die beiden schlesischen und den 7jährigen Krieg mit Auszeichnung mit, bei Prag und Kay schwer verwundet. 1773 Oberst, 1775 Regt. Kommandeur, 1782 Gen. Maj. und

Regt. Chef (Inf. Rgt. 4 in Elbing). 1783 leitete er die Blockade von Danzig zur besonderen Zufriedenheit des Königs. 1786 von Friedr. Wilh. II. in den Grafenstand erhoben. 1787 Gouverneur von Königsberg und Gen. Leutn. 1789 auf Wunsch verabschiedet. Er war verheiratet mit Henriette Gottliebe von Borcke. Stifter d. Majorats Arklitten. — *Quellen:* (König) Lexikon a. Helden S. 395 ff. — Bötticher, B. u. K. D. 2. Aufl. 2, S. 132. — Zeitschr. d. westpr. Gesch. V. 20, S. 112 ff. — v. Priesdorff, Soldat. Führertum. — Krollmann in Altpr. Biogr. 5. Lief. Kgbg. 1938, S. 157/158.

12. *Die Grafen zu Eulenburg.* Eine der ältesten und verdienstvollsten Familien des Kreises Rastenburg, mit der auch das Schicksal der Stadt aufs engste verbunden war, ist die Familie der Grafen zu Eulenburg. Auf den Schlachtfeldern von Tannenberg und Konitz kämpften 3 Ritter von Ileburg. Ein Othe von Wileburg war 1415 Treßler des Ordens. Als in den Jahren 1454—1467 der Orden im Kampf gegen den Preußischen Bund (Eidechsenbund) und Polen stand, zog der Hochmeister Söldnertruppen aus dem Reich heran. So kamen Botho und Wend von Ileburg, ebenso Angehörige der Familien Dohna, Tettau, Schlieben, Kanitz, Schenk zu Tautenburg und Vogt von Ammerthal nach Preußen, dem Orden zu Hilfe. Wend von Ileburg eroberte 1458 mit dem Hauptmann Bernhard von Zinneberg und dem Bürgermeister Bartholomäus Blume die Stadt Marienburg von den Polen. Botho wurde 1468 mit den Gütern Gallingen, Thüngen und Skandau belehnt. 1520 heiratete Botho, der Sohn Wends von Ileburg, die letzte Vogt von Ammerthal, die ihm Leunenburg in die Ehe brachte. Prassen tauschte er gegen Skandau ein. Der Name Ileburg wandelte sich im 16. Jahrhundert in Eilenburg. Das Geschlecht gehörte zur herzoglichen Zeit zu den sogenannten Regimentsräten und nahm im 17. Jahrhundert den Freiherrntitel an. Ende des 17. Jahrhunderts war ein Jonas Eulenburg Amtshauptmann von Angerburg und Landratsdirektor. Sein Sohn Botho Albrecht heiratete 1604 Elisabeth von Polenz und wurde 1609 als Ersatz für die Aufgabe seiner Zossener Ansprüche mit den in Masuren gelegenen Gütern Borken, Sadau, Orlau und Lahna belehnt. Botho Albrechts Sohn Jonas Kasimir, geb. 1614, wurde einer der bedeutendsten Männer des Geschlechts. Er war einer der treuesten Anhänger des Großen Kurfürsten und des Hohenzollernhauses in seinem Kampf mit den preußischen Ständen. Bei der Schaffung eines kleinen stehenden Heeres stellte Jonas Kasimir ein Regiment auf, das später in der preußischen Garde aufging. Er wurde Landesoberst der preußischen Milizen, und auch im diplomatischen Dienst verwendete ihn Friedrich Wilhelm zu einer Gesandtschaft an den Zarenhof mit Erfolg. Als Amtshauptmann von Insterburg starb er 1667 auf Schloß Schönberg. Georg Friedrich von Eulenburg (1641—99) war Amtshauptmann von Rhein. Er besaß Prassen, Tolksdorf und Romsdorf.

Gottfried von Eulenburg, geb. 1676, war 1726 Wirklicher Geheimer Rat und Kriegsminister. Er war verheiratet mit Catarina, Gräfin Wallenrodt. Von seinen drei Söhnen erbte Christoph Heinrich Prassen-Leunenburg, Albrecht Wilhelm Gallingen-Ringen und Jonas Romsdorf-Prantlack. Albrecht Wilhelm heiratete Henriette Charlotte von Tettau und erbte durch sie die Wicker Güter. Nach dem Tode des kinderlosen Bruders fiel auch Prassen an ihn.

Ernst Christoph, der jüngere Sohn, geb. 1754, wurde anlässlich der Erbhuldigung im Jahre 1786 in den Grafenstand erhoben. Er heiratete 1776 Hedwig v. d. Gröben aus Weslienen. Der Ehe entsprossen sechs Söhne und zwei Töchter. Der Älteste, Wil-



Wappen der Stadt Drengfurth.

helm, erhielt Prassen, der zweite, Heinrich, Wicken, der dritte, Ernst, Gallingen. Fünf Brüder zogen in die Freiheitskriege. Wilhelm stellte mit dem Steinortter Grafen Lehndorf das Ostpreussische Nationalkavallerie-Regiment auf, aus dem später das Leib-Garde-Husarenregiment hervorging. Er zeichnete sich in der Schlacht an der Katzbach aus und wurde später Kommandeur des 2. Leib-Husarenregiments. Im Jahre 1865 ist er gestorben. Sein Sohn Elimar war Landrat des Kreises Rastenburg und Landtagsabgeordneter. Sein Sohn Richard (1838—1909) machte die Feldzüge 1866 und 1870/71 mit. Er war 18 Jahre lang Vorsitzender des Provinzial-Landtages und einer der Gründer der Carlshöfer Anstalten. Sein Sohn Friedrich, geb. 1874, war ein sehr fähiger, tüchtiger Landwirt, der nicht nach Stellung, sondern nach Leistung fragte. Er bekleidete zahlreiche Ehrenämter in der Provinz und im Kreise. Die Zuckerfabrik Rastenburg, der Landwirtschaftsverband, die Carlshöfer Anstalten, der Kreisausschuß und der Provinzialausschuß verdanken seiner nimmermüden Tätigkeit ihre Erfolge. Sein Auge strahlte Güte aus, die seines Wesens Kern war. Die schmachvollen Verfolgungen zur Zeit des Nationalsozialismus reichen an diesen hervorragenden Mann nicht heran. Seine Gattin Antonie, Tochter des Grafen Udo zu Stolberg-Dönhoffstadt, Tochter des ehemaligen Oberpräsidenten und Präsidenten des Deutschen Reichstags, war eine ihm ebenbürtige ausgezeichnete Frau. Der Ehe entsprossen acht Kinder. Graf Fritz kam durch einen Kraftfahr-Unfall ums Leben. — *Quelle:* Martin Modricker, Rastenburg, Chronik von Kreis und Stadt, ohne Jahr (nach 1951), S. 70/71.

13. *Gemmel, Joh. Ernst Hermann*, geboren in Barten am 28. 11. 1813, gestorben in Königsberg am 22. 3. 1868. Sein Vater: Joh. Reinhold G., Kreis-Justizaktuar. Seine Mutter: Anna Eleonore Caroline Wilhelmine Berdau. Gemmel besuchte die Schule in Königsberg, erlernte darauf die Feldmeßkunst, ging aber 1836 nach Berlin, um Maler zu werden. Arbeitete hauptsächlich im Atelier Prof. Herligs. Stellte 1840 in Berlin „Fischerei am Schafgraben“ aus. 1845 ging er mit Rosenfelder nach Königsberg und wurde an der neugegründeten Akademie Prof. für Perspektive, Architektur und Kunstgeschichte. Abgesehen von Reisen nach Italien wirkte er bis zu seinem Tode in Königsberg, stellte aber dauernd in Berlin aus. Für seine Architekturbilder nahm er die Motive aus Italien und Deutschland, insbesondere aus Ostpreußen. Gemmel machte eindringlich auf den Wert der Ordensbauwerke aufmerksam. Seine Architekturentwürfe sind ebenso wenig wie seine Pläne zur Verschönerung Königsbergs zur Ausführung gekommen. Einzig an der Kunstschöpfung in Beynuhnen kamen sie zur Geltung. — *Quellen:* A. D. B. — Thieme-Becker. — Weisfert. — Kb. Barten. — Krollmann in Altpr. Geogr. 7. Lief. Kgbg. 1939, S. 207.

14. *v. d. Groeben, Georg Heinrich*, geboren in Bäslack am 4. 2. 1630, gestorben in Marienwerder am 6. 2. 1697. Bruder von Friedrich v. d. G. — G. wurde 1656 Brandenburg. Oberstleutnant beim Regiment Wittgenstein, 1659 Oberst, 1656/60 nahm er am Feldzug gegen Polen teil und zeichnete sich in der Schlacht bei Warschau aus. 1690 Generalmajor. Er war Herr auf Bäslack usw. und Amtshauptmann zu Marienwerder und Riesenburg. Verheiratet war er mit Barbara Dorothea von Gattenhofen. — *Quellen:* Familiengeschichte. — v. Priesdorff, Sold. Führertum I. — v. d. Gröben in Altpr. Biogr. 8. Lieferung. Kgbg. 1939, S. 233.

15. v. d. Groeben, *Heinrich Wilhelm*, geboren in Schloßberg bei Insterburg am 11. 8. 1657, gestorben in Langheim am 30. 8. 1729. — Sein Vater: Georg Heinrich v. d. G., Amtshauptmann zu Marienwerder. Seine Mutter: Barbara Dorothea v. Gattenhofen aus dem Hause Norkitten. — G. besuchte die Jesuitenschule in Rössel, studierte in Königsberg, vornehmlich die Rechte, mit abschließender Disputation und ging mehrere Jahre auf Reisen mit längerem Aufenthalt in Paris. 1682 trat er erst in kaiserlichen Dienst, dann in den der Krone Polens unter König Johann Sobieski. Kämpfte in Ungarn, wo er an der Belagerung Ofens teilnahm, und in der Ukraine, wurde Oberstwachmeister und Chef eines Inf. Regt. 1689 gab er den Kriegsdienst auf, um sich seinem umfangreichen Landbesitz zu widmen. Er war erster Majoratsherr auf Ponarien und Herr auf Langheim. G. war Kurator der v. d. Gröbenschen Majoratsstiftung und des Stipendienhauses. Verheiratet war er 1. mit Helene Euphrosine v. Hohendorf aus dem Hause Beyditten und 2. mit Marie Eleonore Luise Gräfin v. Wallenrodt aus dem Hause Willkühnen. *Quellen:* Familiengesch. — Lebensbeschreibung von Pfarrer Balthasar Jacobi in Wilmsdorf. — v. d. Gröben in *Altpr. Biographie*, 8. Lieferung, Kgbg. 1939, S. 232.

16. v. d. Groeben, *Karl Graf*, geboren am 17. 9. 1788 in Schrengen, Kr. Rastenburg, gestorben am 13. 7. 1876 in Neudörfchen. Sein Vater: Graf Ernst Wolfgang Albrecht v. d. Groeben, Majoratsherr auf Ponarien. Seine Mutter: Albertine Luise v. Osten. — G. studierte in Königsberg, hörte Kant, den er als Carmenträger zu Grabe leitete, trat 1806 als Kornett im Regt. Towarszyk beim Korps Lestocq ein, focht bei Thorn und in Polen, wurde Leutnant. Nach Beendigung des Krieges kam er zum Regt. Garde du Coprs, wurde zur Kriegsakademie und zum Generalstab kommandiert. 1812 nahm er den Abschied, um nicht unter Napoleon gegen Rußland kämpfen zu müssen, und begab sich nach Schweden zu Bernadotte. 1813 trat er in ein Freiwilligenkorps und zog mit der englisch-deutschen Legion unter General von Dörnberg durch Hannover. Als Stabsrittmeister wieder in die preußische Armee aufgenommen, rückte er während des Befreiungskrieges zum Oberstleutnant auf, nahm an der Schlacht bei Leipzig und an den Kämpfen in Frankreich teil. Nach Friedensschluß stand er in Koblenz, später als Oberst und Chef des Generalstabs des 2. Armeekorps in Breslau. 1834 wurde er Generalmajor, 1842 Generalleutnant (Düsseldorf), dann Generaladjutant König Friedrich Wilh. IV. 1849 befehligte er das 2. preuß. Armeekorps im Feldzug in Baden, 1850 die preuß. Truppen in Kurhessen, 1852 wurde er Kommand. General des 7. Korps, Generald. Kav., und 1853 Kommand. General des Gardekorps. G. war Mitglied des Preuß. Staatsrates und des Preuß. Herrenhauses für den Grafenverband der Prov. Preußen. Er war Vertreter der streng konservativ-kirchlichen Richtung, gehörte dem engeren Kreise um König Friedrich Wilh. IV. an und hatte maßgebenden Einfluß auf die Politik des Königs. G. stand in nahen Beziehungen zu Gneisenau und Clausewitz, war auch als Militärschriftsteller tätig. 1858 nahm er den Abschied und lebte in Neudörfchen. Er war verheiratet mit Selma Thunelda Freiin von Dörnberg. — *Quellen:* Familiengesch. — Neudörfer Hausb. — A. D. B. — Alex. Scharf, General Graf Karl v. d. Gröben und die deutsche Politik König Friedrich Wilhelms IV. (Forsch. z. brandenb. und preuß. Gesch. Band 48). — K. Borries, Preußen im Krimkrieg, 1930. — v. d. Groeben in *Altpr. Biogr.* 8. Lieferung, Kgbg. 1939, S. 233.

17. v. d. Groeben, *Otto*, geboren 1567 in Jesau bei Rastenburg, gestorben ebenda am 4. 12. 1644. Sein Vater: Georg v. d. G., Amtshauptmann zu Georgenburg. Seine Mutter: Gertrud von Hohendorff. — G. studierte seit 1586 in Königsberg. Schon 1594 wurde er zum Landtag deputiert und gehörte zu einer Kommission, die dem Herzog Georg Friedrich Klagen der Landschaft überbrachte. Seit 1602 (Landtag zu Heiligenbeil) war er der Führer der ständischen Opposition in Preußen. 1605 wurde G. durch den Einfluß des Kanzlers Rappe Landvogt in Schaaken und gelangte damit in die Landratskurie. In demselben Jahre gehörte er neben Fabian Dohna und Rappe der ständischen Gesandtschaft an, die in Warschau die Belehnung des Kurfürsten Joachim Friedrich betreiben sollte. Schon hier trat G. in scharfen Gegensatz zu dem für Brandenburg arbeitenden Dohna. Auf dem Landtage zu Königsberg 1606 versuchte G., die erste Kurie der Herren und Landräte, die von der Landesherrschaft berufen wurde, in eine solche der „Herren Landräte“ von den Ständen gewählt, zu verwandeln. Dadurch geriet er in neuen Gegensatz zum Herrenstande, dessen maßgebliche Vertreter damals die Dohnas waren. 1609 ging er als Abgeordneter des oppositionellen Adels (der Querulierenden) nach Warschau und klagte über angebliche Bedrückung des Adels. Auf dem darauf vom Polenkönige einberufenen Landtage führte er wieder die Opposition. Er hatte eine Stütze an der Kurfürstin, die während Abwesenheit des Kurfürsten dafür sorgte, daß G. und seine Parteigenossen namhafte Güter erhielten. Auch auf den späteren Landtagen unter Johann Sigismund setzte G. den Kampf gegen die Anhänger des Kurfürsten (die Protestierenden) fort, indem er namentlich den jüngeren Fabian Dohna aus der Amtshauptmannschaft Brandenburg, mit der das Direktorium des Landtages verbunden war, zu verdrängen suchte. Doch scheiterte seine Absicht an dem trotzigem Widerstande D's. Seine intransigente Haltung trieb G. allmählich ganz in die Arme der Polen. Schon 1617 trat er dem kgl. Sekretär Stephan Sadorski das Gut Linde im Amt Rastenburg ab, das die Katholiken zu einem Wallfahrtsort machen wollten. (Kaufvertrag vom 12. 4. 1619). Bald darauf wurde er selbst katholisch. Dadurch wurde seine Stellung in dem lutherischen Preußen unhaltbar, namentlich nachdem Kurf. Georg Wilhelm zu einem friedlichen Einvernehmen mit den Ständen gekommen war. Auf dem Landtag von 1626 legte G. sein Landratsamt nieder. Er scheint sich dann längere Zeit in Polen aufgehalten zu haben, nahm auch den Titel eines polnischen Sekretärs an. 1635 wurde sein Versuch, neuen Unfrieden unter den preuß. Ständen zu stiften, vom Könige selbst gerügt. Nun zog sich G. ganz nach Jesau zurück. Sein Begräbnis fand in der Jesuitenkirche in Rößel statt. — *Quellen:* Familiengesch. v. d. G. — Kolberg in *Erml. Ztg.* 3, S. 62 ff. — Breysig, *Urk. u. Aktenst.* 15 (1894), S. 102, 175 f., 212, 617. — Dohna, *Selbstbiographie* (Reg.). — Mülverstedt, *N. Pr. Pr. Bl.* 2. F. 10, S. 32, 182, 364. — Krollmann in *Altpreußische Biographie*. 8. Lieferung, Kgbg. 1939, S. 234.

18. v. d. Groeben, *Wilhelm Ludwig*, geboren am 28. 2. 1710, gestorben am 12. 7. 1785 in Langheim. Sein Vater: Heinrich Wilhelm v. d. G., polnischer Oberst. Seine Mutter: Marie Leonore Luise Gräfin v. Wallenrodt. — G. studierte seit 1726 in Königsberg die Rechte und trat in den Staatsdienst, war zuletzt Oberappellationsgerichtsrat. Nach Vergleich mit seinen Brüdern fielen ihm 1731 aus dem großen Besitz seines Vaters die bedeutenden Langheimischen Güter zu, aus denen er 1742, da er unvermählt blieb, ein Familienfideikommiß schuf, zunächst für den preuß. Zweig der

Familie. Die Erträge der Stiftung sollten die künftigen Stiftsherren zu einer vorbildlichen Lebensführung verpflichten und sie instandsetzen, von wirtschaftlichen Sorgen unbeschwert desto besser dem Vaterlande ihre Dienste zur Verfügung zu stellen. Diese Stiftung war bis 1945 noch nach einigen zeitgemäßen Änderungen des Testaments in Kraft. — *Quellen:* Familiengesch. — v. d. Groeben in *Altpr. Biogr.* 8. Lieferung. Kgbg. 1939, S. 235.

19. *Haebler, Wilhelm Ludwig*, geboren in Wehlack bei Rastenburg am 7. 12. 1768, gestorben in Marienburg am 29. 12. 1841. Sein Vater: Joh. Ludwig H., Pächter in Wehlack. Seine Mutter: Cath. Louisa Schloß. — H. besuchte die Domschule und studierte 1785—1788 zu Königsberg, wurde Hauslehrer in Marienwerder. 1794 wurde er Konrektor an der Gelehrtenschule zu Marienburg, 1798 dritter Prediger an St. Georg daselbst und zugleich Prorektor, 1801 Rektor, 1802 zweiter Prediger und 1813 erster Prediger an St. Georg. 1810 legte er das Rektorat nieder und wurde Direktor des neu errichteten evang. Schullehrer-Seminars, 1813 Kreis-Schulinspektor des Großen und des Kleinen Marienburger Werders. 1830 erhielt er bei der Jubelfeier der Übergabe der Augsbургischen Konfession die philosophische Ehrendoktor-Würde der Albertina zu Königsberg. 1833 übernahm er auch das Direktorat der neu gegründeten Taubstummenanstalt. Als Organisator und Leiter des Schulwesens hat er Hervorragendes geleistet, genoß auch als Kanzelredner und Seelsorger in seiner Gemeinde Verehrung. Nur das Amt des Superintendenten hat er mehrfach ausgeschlagen. Als der Oberpräsident von Schön 1815 die Wiederherstellung der Marienburg begann, war H. zunächst der Ratgeber bei Ermittlung des früheren Zustandes vor den Umbauten von 1799. Sehr bald ging er über zur Erforschung der Geschichte des Schlosses. Die wichtigen Amtsbücher des Ordens von 1375—1420 wurden von ihm durchgearbeitet und zur Darstellung des früheren Bauzustandes verwertet, aber auch sonst alles urkundliche Material herangezogen. Die 7 handschriftlichen Folianten, deren Hauptschrift im Staatsarchiv Königsberg liegt, enthalten die geschichtliche und die archäologische Darstellung des Schlosses und der Stadt, sie bilden noch heute die unentbehrliche Grundlage aller Marienburg-Forschung. Seine scharfe Beobachtungsgabe und sichere Urteilskraft ließen ihn fast immer das Richtige treffen. So wurde er der künstlerische Hüter der Burg oder, wie Schön ihn einmal nannte, der Priester des Schlosses. Beim Besuch von Fürstlichkeiten oder hohen Beamten war H. der gegebene Führer. Die Durchführung dieser geschichtlichen Arbeit neben seinen Ämtern in Kirche und Schule ist ein Zeugnis für seine ungewöhnlich starke Arbeitskraft. 1828 ernannte ihn die Stadt zum Ehrenbürger: in neuerer Zeit wurde eine Straße nach seinem Namen benannt. H's jüngerer Bruder Friedr. Reinhold H. (1776—1832) war der Begründer der Firma F. R. Häbler in Königsberg, die dort mehr als 100 Jahre ein bedeutendes Geschäft in Kolonialwaren führte. — *Quellen:* H's eigene Aufzeichnungen in Rhesa's Prediger-Verzeichnis. Ex. der Kirchenbibliothek. — Akten der Schloßbauverwaltung Marienburg. — *Preuß. Provinzial-Blätter* 27. 1842 (ungenau). — Karge, 100 Jahre F. R. Häbler. Königsberg 1901. — Schmid in *Altpr. Biogr.* 8. Lief. Kgbg. 1939, S. 242—243.

20. *Hoffheinz, Gustav Theodor*, geboren am 11. 11. 1806 zu Barten, gestorben am 10. 7. 1891 zu Königsberg. Sein Vater: David H., Gutspächter. Seine Mutter: Doro-

thea Kirschstein. — H. besuchte die Schule in Barten, studierte seit November 1827 in Königsberg Theologie, wurde dort 1831 ordiniert, 1832 Pfarrer in Gallingen, 1847 Prediger an der Burgkirche in Königsberg, Superintendent. Trat 1882 in den Ruhestand. H. veröffentlichte außer einigen theologischen Schriften eine Reihe von anregenden Aufsätzen zur preußischen Geschichte, besonders zur Ortsgeschichte von Königsberg, die meistens in der *Altpr. Monatsschr.* erschienen. *Quellen:* Goldenes Buch d. Konsist. — Erler, Matr. — Rhesa. — Weisfert. — Wermke. — Krollmann in *Altpr. Biogr.* 9. Lief. Kgbg. 1940, S. 280.

21. *Holz, Arno*, geboren am 26. 4. 1863 in Rastenburg, gestorben am 26. 10. 1929 in Berlin. Sein Vater: Hermann H., Apotheker in Rastenburg. Seine Mutter: Franziska Werner, Tochter eines Landwirts (Offizier in den Befreiungskriegen). — H. war das 4. von 10 Geschwistern. 1875 siedelte die Familie nach Berlin über. H. war von Jugend auf von einem dämonischen Drang zur Dichtkunst besessen und opferte dem alle Möglichkeiten eines beruflichen Daseins, so daß er stets in dürftigen Verhältnissen lebte. Er begann seine literarische Laufbahn als Verehrer und Nachahmer Emanuel Geibels, schlug aber bald neue, selbständige Töne an (*Buch der Zeit*, 1886). In Gemeinschaft mit Johannes Schlaf wurde er der Begründer des konsequenten Naturalismus (Papa Hamlet, Familie Selicke), in dem er ein neues, fortan allein gültiges Gesetz der Dichtkunst gefunden zu haben glaubte. Seine Hauptwerke nach der Trennung von dem Kampfgenossen Schlaf sind die Dramenfolge „Sozialaristokraten“, „Sonnenfinsternis“, „Ignorabimus“ (1896—1913), und, vom Naturalismus in die glühendste Phantastik umschlagend, die im Laufe der Jahre immer wieder umgearbeiteten und vermehrten Dichtungen „Die Blechschmiede“, eine Zeit- und Weltsatire von gewaltigem Ausmaß (letzte Fassung 1924), und „Phantassus“, ein ganz einmaliges Werk von blühendster Sprachvirtuosität und neuartiger Dichtungsform (letzte Fassung 1925). Seine größten Erfolge waren „Dafnis“, eine Nachahmung der Dichtweise des 17. Jhs. (1904), und die vielgespielte tragische Komödie „Traumulus“, die er mit Oskar Jerschke, mit dem er schon in seiner Jugend zusammengearbeitet hatte, gemeinsam verfaßte (1904). Eine Gesamtausgabe seiner Werke — mit Ausschluß der ersten Jugendarbeiten und der Gemeinschaftsarbeiten mit Schlaf und Jerschke — erschien 1924/25 in 10 Bänden. Im letzten Bande sind seine theoretischen und polemischen Schriften u. d. T. „Die neue Wortkunst“ zusammengefaßt. Eine Monumentalausgabe in gleicher Druckanordnung, jedoch unter Aufteilung des allzu umfangreichen letzten Bandes in 3 Bde., von dem Kreise seiner Verehrer veranstaltet, erschien 1926. Ihr Ertrag war dazu bestimmt, die bedrängte Lebenslage des alternenden Dichters zu erleichtern. — H. war ein eigenwilliger, knorriger Charakter von übertriebenem Selbstgefühl, der keine andere Meinung neben der seinigen gelten ließ. In seinen oftmals vom Zaune gebrochenen literarischen Kämpfen konnte er ungerecht und ausfallend bis an die Grenze des Erträglichen werden. Die Gemeinschaftsarbeit mit Schlaf ist von großem Einfluß auf die neueste deutsche Dichtung gewesen, namentlich Gerhart Hauptmann hat von ihr entscheidende Anregungen empfangen. Blechschmiede und Phantassus, mit denen H. eine völlig neue Ära der Dichtung eröffnet zu haben glaubte, sind dagegen nach kurzem, etwas gewaltsamem Ruhm ohne nachhaltige Wirkung auf die Nachwelt geblieben. — *Quellen:* Soergel, Dichtung und Dichter der Zeit (Neubearb.) 1928, S. 179 ff. — Nadler, in *Dt. Biogr. Jb.* 11 (1929),

S. 132 ff. mit weiteren Literaturangaben. — Turley, Arno Holz, Der Weg eines Künstlers. Diss. Bresl. 1935. — Wermke — Diesch in Altpr. Biogr. 9. Lief. Kgbg. 1940, S. 287. — Friedrich Schroeder, Arno Holz — Ein Rastenburg. In: Martin Modricker, Rastenburg, Chronik von Kreis und Stadt (nach 1951), S. 83—88.

22. *Die Familie Hippel.* Zu den Familien, die sich um Rastenburg besonders verdient gemacht haben, gehört die Familie Hippel. Etwa 150 Jahre lang spielten die Hippels in der Stadt eine führende Rolle. Fast alle stehen als Ratsherr oder Stadtkämmerer im Dienst der Stadt, mehrmals stellen sie den Bürgermeister.

Melchior Hippel 1 (1625—1677) zählte bereits zu den angesehenen Bürgern der Stadt. Er heiratete Barbara Hampus, die Tochter des Schöppenmeisters Lorenz Hampus, Ritterstr. 10 (Candrian). Er war ein vermögender Mann, denn er kauft in der Angerburger Vorstadt drei Grundstücke und baut hier ein massives Malzhaus. 1685 wird er in den Rat der Stadt gewählt. Die größten Verdienste um die Stadt hat sich sein dritter Sohn, Melchior Hippel 2 (1657—1729) erworben. Er war ein Mann von großem Reichtum, Herr von Bürgersdorf und Prangenau, kaufte von Zerbach das Georgenthal und baute das Haus Ritterstraße 10 neu. Von 1696—1723 war er Stadtkämmerer und später Bürgermeister. Seiner tüchtigen und uneigennütigen Amtsführung gelang es, die zerrütteten Finanzen der Stadt wieder zu ordnen. Er verhandelte mit den Gläubigern, ließ sich von diesen die Schulden der Stadt cedieren und brachte die veräußerten Wälder wieder an die Stadt. 1704 hatte er der Stadt schon 21 000 Gulden vorgeschossen. Kein Wunder, wenn man hört, daß die ganzen städtischen Einnahmen im Jahre 1700 nur 3 000 Gulden betrugen. In Görlitz und Bürgersdorf wurde eine verständige Waldwirtschaft eingeführt. Für Prangenau mußte die Bürgerschaft jährliche Beiträge aufbringen, die zur Abzahlung dienten. Es ist 1715 wieder schuldenfrei. Als Hippel 1723 zurücktrat, betrugen die Einnahmen der Kämmererei über 3 500 Taler, die Ausgaben nicht ganz 2 000 Taler. So konnte die Stadt bis 1737 ihren ganzen Besitz zurückkaufen. Als Bürgermeister baute er die Baderei wieder auf, die seit 50 Jahren verfallen war und ließ 1712 die städtische Ziegelei am späteren Schützengraben errichten.

Von den 13 Kindern, die seiner Ehe entsprossen, hat sich sein ältester Sohn Christoph Hippel (1690—1735) zwar nicht durch seine Tätigkeit für die Stadt Verdienste erworben, doch daß Hippelschule und Hippelstraße seinen Namen tragen, verdankt er dem Legat, das er bei seinem Tode der Stadt vermachte. Er besaß ein großes Vermögen und als er in Breslau als Großkaufmann starb, betrugen in seinem Testament die Legate allein 18 000 Taler. Die Stadt Rastenburg erhielt 1 000 Taler. Über ihre Verwendung hatte er angeordnet: „Die Interessenten der 60 Tlr. sollen jährlich auf folgende Weise eingetheilt werden: primo soll der Herr Bürgermeister für seine Bemühung jährlich 5 Tlr., der Herr Rektor 10 Tlr., der Herr Konrektor 8 Tlr., der Herr Kantor und Stadtmusikus zusammen 7 Tlr., denen beiden Hospitälern zusammen 5 Tlr., denen Predigern zusammen 8 Tlr., denen Predigerwitwen 5 Tlr. haben, dann die übrigen 12 Tlr. bei Ablegung der Berechnung jährlich zu einer Kollation für den ganzen Magistrat und Eltesten der Bürgerschaft verbleiben. Bedingung: Dagegen soll aber der Herr Rektor alle Charfreitage nach Mittage nach dem Gottesdienst durch die studierende Jugend der ganzen Bürgerschaft eine Vorstellung oder Aktum in deutschen Versen von dem Leiden und Sterben unseres Herrn und Heilan-

des Jesu Christi nebst einer Trauermusik von den Herrn Kantorn und Stadtmusici vorstellen, desgl. soll der Herr Konrektor den 19. März jährlich verbunden seyn, gleichfalls vorstellig zu machen oder gantzen Bürgerschaft eine erbauliche Historie nebst einer zierlichen Musik.“

Der Hippelactus wurde bis 1878 im Gymnasium, dann in der städtischen Knabenschule gefeiert und zwar am 19. März. Die Hippelfeier des Magistrats und der Stadtverordneten fand alljährlich bis in die letzte Zeit in der Görlitz statt. Ein gutes Ölbild von Christoph Hippel, das einen vornehmen Herrn von etwa 40 Jahren zeigt, hing im Sitzungszimmer des Magistrats.

Sein jüngerer Bruder Christian Hippel (1703—1765) dagegen gehörte wieder zu den führenden Persönlichkeiten der Stadt. Im Jahre 1737 verkaufte er Bürgersdorf an die Stadt. Er baute das Georgenthal aus, kaufte Windkeim und den 23 Morgen großen Roßgarten von Dr. Zerbach, der bis 1792 im Besitz der Hippels war. 1740 wird er Ratsherr, 1756—59 ist er Bürgermeister. Lilienthal schreibt 1759: „Ich freue mich bei dieser Gelegenheit Ew. Hochedelgeboren obligieren zu können, da ich seit geraumer Zeit nun durch den Allgemeinen Ruff Ew. Hochedelgeboren als einen wahren und würdigen Patrioten habe beschreiben lassen.“ 1738 stiftete er mit seinen Geschwistern das silberne Taufbecken der Georgskirche. Aber auch für Alchimie interessierte er sich. Als der Angerburger Kantor Johann Görg Waldeck Gold machen will, leiht ihm Christian Hippel 1 000 Gulden. Daß er sie wiederbekommen hat, davon weiß die Geschichte nichts zu melden.

Die beiden letzten Hippels, die in der Verwaltung der Stadt eine Rolle spielen, kommen ihren Vorfahren nicht mehr gleich. Dr. med. Georg Hippel (1729—1808), auch ein vermögender Mann, dem zahlreiche Hausgrundstücke und Gewerbebetriebe in der Stadt gehörten, wurde schon mit 30 Jahren Vizebürgermeister. 15 Jahre lang, von 1769—1784, war er dann Bürgermeister, der letzte Hippel auf diesem Posten.

Melchior Hippel 3 schließlich war von 1765—1786 Stadtkämmerer. Seine Verwaltung war wenig erfreulich. Als 1779 das alte Rathaus abgebrochen wurde, dauerte es vier Jahre, bis der Bürgermeister den Schutt wegräumen ließ, sieben Jahre, bis der Stadtkämmerer Rechnung gelegt hatte. Die Regierung rügte, „daß hier alles so schläfrig zugehe, die Sache solle nicht wieder der Rastenburgischen Gewohnheit nach verschleppt werden“. Georg Hippel verkaufte das Georgenthal an Baron von Kayserling und zog nach Lyck. Melchior kaufte Adl. Kessel, das der Familie bis in die 70er Jahre gehörte.

Damit verschwindet die Familie Hippel aus der Geschichte der Stadt Rastenburg. Dem Staate stellte sie noch eine Reihe bedeutender Männer. Der bekannteste ist der Regierungspräsident Theodor Gottlieb von Hippel, berühmt geworden als Verfasser des „Aufruf an mein Volk“ aus dem Jahre 1813. Ein anderer Hippel starb 1895 als preussischer General, zwei weitere wirkten als Universitätsprofessoren.

Quellen: Martin Modricker Die Familie Hippel, in: Rastenburg Chronik von Kreis und Stadt (nach 1951), S. 44—46.

23. *von Hülsen, Johann Dietrich*, geboren in Babziens, Kr. Rastenburg, am 1. 6. 1693, gestorben in Berlin am 29. 5. 1767. Sein Vater: Johann Friedrich v. H. auf Babziens. Seine Mutter: Dorothea von Königsegg. — H. trat 1711 als Junker beim Rgt. von Röder Nr. 2 ein, wurde 1715 Fähnrich und machte die Belagerung von Stet-

tin und den Übergang nach Rügen mit. 1722 Sec. Ltnt., 1728 Pr. Ltnt., 1735 Stabskapitän, 1738 Kapitän u. Komp. Chef. 1740 Major im Inf. Rgt. v. Münchow Nr. 36. Nahm im 1. Schles. Kriege an der Belagerung von Cosel teil, im 2. an der von Prag. 1745 Oberst. 1754 Gen. Maj. Pour le Mérite. 1756 Chef des Inf. Rgt. von Bredow Nr. 21. Im 3. Schles. Kriege focht H. mit bei Lobositz, Kolin, Kunersdorf (verwundet), Strehlen, Torgau (verwundet). 1758 Gen. Ltnt. Schwarzer Adlerord. 1763 Gouverneur von Berlin. H. bewährte sich als hervorragender Ausbilder der Truppe, zeichnete sich bei Kolin besonders aus und trug wesentlich bei zur Entscheidung von Torgau. Er war einer der besten Unterführer des Prinzen Heinrich, zu dessen Vertreter auf dem sächsischen Kriegsschauplatz er ausersehen war (1760/61). H. war seit 1739 verheiratet mit Sophie Elisabet v. Kunheim. — *Quellen:* A. D. B. — v. Priesdorff, Soldat. Führert. 1, S. 399 f. — Krollmann in Altpr. Biogr. 10. Lief. Kgbg. 1940, S. 293.

24. *Jaquet, Karl Adam Max*, geboren in Rastenburg am 7. 5. 1836, gestorben in Berlin-Lichterfelde am 4. 10. 1912. Sein Vater: Aristipp J., Vermessungsrevisor. Seine Mutter: Minna Struwe. J. studierte Medizin und war in Berlin als Arzt sehr gesucht, zog sich 1904 ins Privatleben zurück. Einen besonderen Ruf genoß er als eifriger und selbstloser Förderer der Münzwissenschaft. Drei große Schenkungen von Münzen und Medaillen der Brandenburg-Preussischen Staaten, besonders Altpreußens, und viele Einzelgaben stiftete er seit 1892 dem Münzkabinett der Marienburg. Dies ist dadurch zur reichhaltigsten Sammlung des Ostens für Brandenburg-preussische Gepräge von der Zeit des Deutschen Ordens an geworden und enthält viele Seltenheiten. An dem großen Werke von E. Bahrfeldt, Münzen- und Medaillensammlung in der Marienburg (7 Bde. und Register) hat J. mitgewirkt. Auch andere wissenschaftliche Stellen hat er durch wertvolle Zuwendungen bedacht. — *Quellen:* E. Bahrfeldt, Münzen und Medaillen Bd. 1 und 6, Vorwort. — Berliner Münzblätter 1912. Nr. 131. — Rastenburg Zeitung 1912, vom 6. Oktober. — Kb. Rastenburg. — Eisermann in Altpr. Biogr. 10. Lieferung. Kgbg. 1940, S. 299.

25. *Jung, Jakob Friedr. Alexander*, geboren in Rastenburg am 28. 3. 1799, gestorben in Königsberg am 20. 8. 1884. Sein Vater: Joh. Gerhard Jakob J., Regimentschirurg. Seine Mutter: Albertine Friederike Wilhelmine Lieder. Die Mutter starb bei seiner Geburt. J. besuchte das Gymnasium zu Braunsberg, bestand 1827 in Berlin die Reifeprüfung, studierte dort und seit 1828 in Königsberg Theol. und Philos., gab aber das Predigtamt aus Gesundheitsrücksichten auf und lebte als Schriftsteller und Lehrer an der unter Leitung des Predigers Detroit stehenden französischen höheren Töchterschule in Königsberg. 1833 trat er in ein enges Freundschaftsverhältnis zu Karl Rosenkranz, dem er 1879 einen warm empfundenen Nachruf widmete („Die Gegenwart“, herausg. v. P. Lindau 16. S. 53. 72). Verheiratet mit Johanna Heubach (gest. 1868), 5 Kinder, darunter Oberlehrer Arthur J., ein Lieblingsschüler von Karl Lehrs (gest. 1890). Seinen Hauptberuf sah J. in der Schriftstellerei; in seinem schwärmerischen Idealismus glaubte er sich zum „Zuchtmeister und Seelenbildner“ seiner Zeit berufen (Das Geheimnis der Lebenskunst, 2 Bde., 1858). J. Nadler bezeichnet den „schwer begreiflichen und nie gewürdigten Mann“ als einen Lehrling Herders, er selbst spricht von Einflüssen Hegels, Herbarts und Schellings. Sein Stil ent-

behrt der Präzision und Knappheit; am wertvollsten sind seine literarhistorischen Arbeiten. 1841—45 redigierte er das „Königsberger Literaturblatt“. Mit Vorliebe behandelte er soziale Probleme im liberalen Sinne. Der Kirche gehörte er „im Glauben an den Erlöser mit aller Entschiedenheit“ an. — *Quellen:* Selbstbiographie in den N. Pr. Prov. Bl. 2. F. 12, 1857, S. 93, 175. Auch sein Roman „Rosmarin oder die Schule des Lebens“, 6 Bde., 1862 beruht auf eigenen Erlebnissen. — A. D. B. 50, S. 717. — Bartels, Gesch. d. dt. Lit. 2. S. 56, Handbuch S. 500. — L. Goldstein, K. Rosenkranz u. Alex. Jung (Königsberger Beiträge 1929). — J. Nadler in Staatenbildung und Kultur, S. 556. — Wermke. — TB. d. Inf.-Regt. v. Diericke Nr. 16. — Lehnerdt, in Altpr. Biogr. 10. Lief. Kgbg. 1940, S. 312—313.

26. *von Knobloch, Karl Gottfried*, geboren in Glittehnen, Kr. Rastenburg am 12. 10. 1697, gestorben in Schweidnitz am 25. 3. 1764. Sein Vater: Johann Erhard v. K. Seine Mutter: Euphémie Euphrosine v. Tettau. — K. trat 1711 als Gefr. Korporal in die preuß. Armee, war 1715 als Junker bei der Belagerung von Stettin. War lange auf Werbung. Nahm an den schles. und dem siebenjähr. Kriege teil. Führte als Oberst eine Brigade bei Groß-Jägerndorf. 1758 Generalmajor unter Prinz Heinrich, besetzte Freiberg. Nahm 1759 Erfurt ein und streifte bis Bamberg. Nahm an der Schlacht bei Kunersdorf teil und wurde schwer verwundet, deckte danach Berlin gegen die Russen. 1761 kommandierte K. ein Korps zur Verteidigung Breslaus. War im Lager von Bunzelwitz, dann in Pommern zur Deckung Kolbergs gegen die Russen, von denen er in Treptow gefangen wurde. Durch den Friedensschluß mit Rußland frei geworden, wurde er 1762 Kommandant von Schweidnitz, wo er infolge eines Sturzes mit dem Pferde starb. — *Quellen:* A. D. B. — von Priesdorff, Soldat. Führert. Nr. 500. — Krollmann in Altpr. Biogr. 11. Lief. Kgbg. 1941, S. 344.

27. *Meyer (Maier), Matthias Johannes (Peter?)*, geboren in Heilsberg, gestorben im Juli oder August 1737 in Heiligelinde. Als ermländischer Kirchenmaler der Barockzeit werden Matthias Johannes M. und Peter M. genannt, beide aus Heilsberg, beide im 3. und 4. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts tätig. Wie man vermutet hat, gab es wohl nur einen Maler M. mit den Vornamen Matthias Johannes Peter. Er war zuerst einfacher Stubenmaler und malte auch den Chor in der Kirche zu Reichenberg bei Heilsberg. Der dortige Pfarrer Jakob Burchert war mit ihm zufrieden und ermöglichte ihm eine Studienreise nach Italien, wo er die Freskomalerei erlernte. Nach der Rückkehr setzte er die Arbeit in R. in wesentlich vereinfachter Art fort, ließ sich aber nicht dazu bewegen, die Mängel seines Erstlingswerks zu beseitigen. Nach einer zweiten Italienreise schenkte ihm Bischof Theodor Potocki 3 1/2 Hufen Landbesitz, 1722 wurde er nach Heiligelinde berufen und malte bis 1727 das Innere der Wallfahrtskirche aus. Das mehrfach gegliederte Deckengemälde der Barockbasilika hat eine starke Raumwirkung und ist in allen seinen Teilen auf ein Thema abgestimmt: Die Verherrlichung der Himmelskönigin Maria. Die raumvortäuschende Kunst zeigt sich am besten in dem Feld über der Orgelempore, die Fläche verschwindet ganz „der Blick gleitet in einen mächtigen Kuppelraum mit Laterne“. Nach 1727 malte M. die Kapelle des hl. Bruno an der Kirche in Wuslack, um 1735 die Szembeckische Kapelle am Dom zu Frauenburg, dann kehrte er, unterstützt vom Bischof Szembeck, nach Heiligelinde zurück und schmückte die Decken und Wände der Seitenschiffe

mit zahlreichen Fresken. Schließlich ging er an die Ausmalung der Umgänge und der Kapellen, bei dem Gemälde „Jakobs Kampf mit dem Engel“ überraschte ihn im Sommer 1737 ein schneller Tod; im Gewölbe der Wallfahrtskirche wurde er mit drei Pinseln in der Hand beigesetzt. Fortgesetzt wurden die Malereien in den Kolonnaden von dem Bischofsteiner Maler Moser; auch er hat sie nicht vollendet. Die Malereien in der Kirche waren im Laufe der Zeit stark verblaßt und wurden 1920–1923 von dem Kirchenmaler Olbers aus Hannover erneuert. — *Quellen:* Strunge, N. Pr. Prov. Bl. 7. 1849, S. 392 ff.; 11. 1851 S. 382 ff. — Zft. Gesch. Ermlands 3, S. 119 ff.; 11 S. 292, 312; 20, S. 576 f.; 21 S. 315. — Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler II Natangen S. 123, 126; IV Ermland S. 99, 211, 292. — Ulbrich, Die Wallfahrtskirche in Heiligelinde S. 81 ff., 91 ff. — Ulbrich, Kunstgesch. Ostpreußens S. 194 f. — Der Wallfahrtsort Heiligelinde 1938, S. 56 ff. — Clasen in Dt. Staatenbildung u. dt. Kultur im Preußenlande S. 414 f. — Poschmann in Altpr. Biogr. 2. Band. 1. Lief. Kgbg. 1942, S. 434–435.

28. *Neumann, Georg*, geboren in Drengfurth im Jahre 1634, gestorben am 12. 3. (wo?), begraben in Königsberg am 12. 4. Sein Vater: Valentin N., Bürgermeister in Drengfurth. Seine Mutter: Dorothea, Tochter des Pfarrers David Kluge in Schippenbeil. — N. besuchte die Schulen in Riesenburg, Marienwerder und Saalfeld, wurde bereits am 1. 7. 1647 in Königsberg immatrikuliert, studierte erst die Rechte, dann Mathematik unter Prof. Linemann, seit 1653 in Rostock. Es wurde seine besondere Tüchtigkeit im Fechten gerühmt. 1655 kehrte er nach Preußen zurück und wirkte bei Erbauung der Feste Friedrichsburg mit. Der Statthalter Fürst Radziwill nahm ihn an den kurfürstl. Hof in Berlin mit, wo er zum Ingenieur von Pillau ernannt wurde. Hier baute er vor allem Schutzdämme, die Vorläufer der heutigen Molen. Auch an den polnischen Grenzen legte er Befestigungen an. Zu Studienzwecken wurde er ins Ausland geschickt. Die Eroberung des Danziger Haupts, wo sich die Schweden eingenistet hatten, soll von den Danzigern nach seinem Entwurf gemacht worden sein. N. war verheiratet mit einer Tochter des Leutnants Philipp Stevelin in Pillau, von der er Zwillingssöhne hatte. Als er 1678 den brandenburgischen Truppen, die gegen die Schweden operierten, als Ingenieur beigegeben wurde, starb er an den Strapazen des Winterfeldzuges. — *Quellen:* Akad. Intim. v. 12. April 1679. — Erler, Matr. — Pisanski. — Schlicht, Westl. Samland, S. 184. — Sahm, Geschichte der Stadt Labiau. 1942, S. 153 f. — Krollmann in Altpr. Biogr. Bd. 2. Lief. 2. Kgbg. 1943, S. 462–463.

29. *Paetsch, Otto*, geboren in Rastenburg am 7. 8. 1878, gestorben in Tirol am 14. 9. 1927. Sein Vater: Bernhard P. Seine Mutter: Mathilde Koschorreck. — P. trat 1896 als Lehrling in die Buchhandlung Gräfe und Unzer in Königsberg ein. Nach Beendigung der Lehrzeit war er kurze Zeit Buchhändler in Heidelberg, kehrte jedoch bereits 1901 als Teilhaber zu der Firma Gräfe und Unzer zurück, die er im Jahre 1927 nach dem Ausscheiden von Hugo Pollakowski als alleiniger Inhaber übernahm. Auf seine Tätigkeit ist der Aufschwung der Firma zu einem der größten buchhändlerischen Unternehmen Europas zurückzuführen. P. hat das Sortiment ausgebaut und den Verlag auf völlig neue Grundlagen gestellt. Im Jahre 1906 wurde er Schriftführer. 1912 Vorsitzender des Kreisvereins Ost- und Westpreuss. Buchhändler, später auch Mitglied und zweiter Schriftführer des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler.

1925 österreichischer Konsul in Königsberg. Auf seine Initiative hat der deutsche Buchhandel im Jahre des Kantjubiläums 1924 der Staats- und Universitätsbibliothek Bücher im Werte von 80 000 Mark gestiftet. Der Bau des neuen Geschäftshauses der Firma ist gleichfalls auf Paetsch zurückzuführen. — *Quellen:* Kurt Forstreuter, Gräfe und Unzer. Zwei Jahrhunderte Königsberger Buchhandel. — Mitteilungen von Buchhändler Bernh. Koch, Inhaber der Firma Gräfe und Unzer. — K. Forstreuter in Altpr. Biographie. 2. Bd. 3. Lieferung. Kgbg. 1944, S. 488.

30. *von Pelet, Karl Gerhard*, geboren in Glaubitten, Kr. Rastenburg, am 7. 8. 1742, gestorben in Grunau, Kr. Flatow, am 28. 8. 1823. Sein Vater: Peter Wilhelm v. P. auf Glaubitten. Seine Mutter: Anna Charlotte von Bülow a. d. H. Blumenstein. — P. bezog 1757 fünfzehnjährig die Univ. Königsberg, trat 1760 als Junker in das Drag.-Rgt. Markgraf Bayreuth ein. 1762, als er die Belagerung von Schweidnitz mitmachte, veranlaßte ihn sein Oheim General Johann Albrecht von Bülow zum Übertritt in sein Inf.-Rgt. Nr. 46 in Berlin. 1765 Sek.-Leutnant, 1770 Prem.-Lt. Vor und nach dem bayr. Erbfolgekriege befand sich P. lange in der Schweiz auf Werbung und zeichnete sich dabei aus. 1782 Stabskapitän, 1785 Kapitän und Kompaniechef im Inf.-Regt. Nr. 46, 1789 Major im Füs.-Btl. von Oswald Nr. 16 in Konitz. 1791 erwarb er sich das Verdienst, mit seinen Truppen die Tucheler Heide von Räuberbanden zu befreien. Pour le mérite. 1794 Chef des bisherigen Füs.-Btl. von Pollitz Nr. 14 in Bunzlau, mit dem er sich im Feldzuge in Polen (bei der Einnahme von Warschau selbst schwer verwundet) besonders hervortat. Friedrich Wilhelm II. drückte ihm 1794 bei der Beförderung zum Oberstleutnant seine besondere Erkenntlichkeit für die bewährte Bravour seines Bataillons aus. 1796 Oberst, 1797 Brigadier der niederschles. Gren.-Brig. und 1801 Generalmajor. 1806 wurde er verabschiedet und trotz mehrfacher Bittgesuche nicht wieder eingestellt. P. war unverheiratet. — *Quellen:* Priesdorff. — von Lyncker, Die altpreuß. Armee 1937. — 1806. Das Preußische Offizierkorps. — v. Natzmer in Altpr. Biogr. 2. Bd., 3. Lief. Kgbg. 1944, S. 493.

Ehrenbürger und Stadtälteste der Stadt Rastenburg

von Walther Luckenbach †

1. Ehrenbürger

Die Ehrenämter im Dienste der städtischen Selbstverwaltung waren nicht immer ein reines Vergnügen. Und man sollte denen dankbar sein, die ihre freie Zeit und oft auch ihre eigenen Interessen opferten, um für die Allgemeinheit zu arbeiten. Das sah schon die Städteordnung von 1808 ein. Sie gab den städtischen Körperschaften das Recht, Bürgern, die sich um das Gemeinwesen besonders verdient gemacht hatten, das Ehrenbürgerrecht zu verleihen. Damals hatte diese Auszeichnung auch eine praktische Seite, denn die Ehrenbürger waren von allen städtischen Lasten befreit. Die Städteordnung von 1853 hob diese Vergünstigung auf. Seitdem ist die Verleihung des Ehrenbürgerrechts nur eine ehrenvolle Auszeichnung. Um so mehr ist es Pflicht, immer wieder der Männer zu gedenken, die in selbstloser Weise ihre Fähigkeiten und

ihre Arbeit so lange in den Dienst der Stadt stellten, daß sie sich diese Auszeichnung verdienten. Der erste, den die Stadt zu ihrem Ehrenbürger ernannte, war:

1. *Ernst Presting 1846.* Er war 1778 in Rastenburg als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren, hatte unsere Lateinschule besucht und sich 1796 als selbständiger Kaufmann niedergelassen. 1800 kaufte er das jetzt Hempelsche Geschäft in der Ritterstraße, das er 1840 an Jakob Maroska weiterverkaufte. Durch Fleiß und Umsicht erwarb er sich bald ein großes Vermögen. Mit 25 Jahren wurde er 1803 in den Magistrat gewählt, dem er 40 Jahre hindurch angehört hat. Trotz seiner Jugend wurde er während der Franzosenzeit zum Leiter der Rastenburger Magazine ernannt und war in der bösen Zeit 1807/08 kommissarischer Bürgermeister. In den Notjahren nach den Befreiungskriegen verlor er den größten Teil seines Vermögens. Dadurch ließ er sich bestimmen, 1825 nach dem Tode Wiedenholfs sich zum Bürgermeister wählen zu lassen. Er hat dieses verantwortungsvolle Amt 18 Jahre hindurch vortrefflich verwaltet. Der Aufschwung unserer Stadt in dieser Zeit war mit sein Werk. Er nützte der Stadt auch durch seine persönlichen Beziehungen, denn der damalige Landrat v. Stechow war sein Schwager, und Presting selbst war viele Jahre hindurch Mitglied des Provinziallandtags. Die Verleihung des Ehrenbürgerrechts an den verdienten Mann war also eine wohlbegründete Auszeichnung. Und doch hat sie eine interessante Vorgeschichte. Als im Jahre 1843 die Wahlperiode Prestings ablief, wurde er nicht wiedergewählt. In der Stadtverordnetenversammlung hatte eine Partei die Mehrheit erlangt, die Presting auf das erbittertste bekämpfte. Sie gab vor, die „Interessen der kleinen Gewerbetreibenden“ zu vertreten und behauptete, die „reichen Leute“ seien zu Prestings Zeiten nicht genügend zu den Steuern herangezogen worden. Ihr Führer war der Mälzenbräuer Woop, ein pensionierter Förster. Ihr Haß gegen Presting ging so weit, daß sie sich weigerten, ihm die Pension auszahlen zu lassen, und ihn beim Landvogteigericht Heilsberg wegen Unterschlagung anzeigten (!). Die Folge war eine Reihe von Prozessen, die die Bürgerschaft in große Aufregung versetzten, zumal die Regierung dem von der Mehrheit neu gewählten Bürgermeister Gudowius die Bestätigung versagte. Presting ging aus dem häßlichen Streit völlig gerechtfertigt hervor, und die Stadt mußte ihm seine Pension zahlen. Es zeigte sich, daß die Bürgerschaft mit dem gehässigen Vorgehen der Stadtverordnetenmehrheit durchaus nicht einverstanden war. Bei den Neuwahlen 1845 erhielt die „Friedenspartei“ unter der Führung von Lottermoser, Kolmar und Kowalski die Mehrheit. Um dem unschuldig Verfolgten eine öffentliche Genugtuung zu geben, beschloß die neue Stadtverordnetenversammlung am 23. Mai 1846, Presting zum Ehrenbürger zu ernennen. Er war mittlerweile nach Heilsberg übersiedelt, wo sein Sohn Kreisgerichtsrat war. Hier starb er 1857 in hohem Alter.

2. *Friedrich Wilhelm Lottermoser 1852.* Er wurde 1798 in Königsberg geboren und kam 1825 nach Rastenburg, wo er von seiner Schwiegermutter die Adler-Apotheke übernahm. Er ließ in den vierziger Jahren die Apotheke zu dem schönen Patrizierhaus umbauen, das noch heute den Alten Markt ziert. Seine rechtliche Gesinnung, seine Geschäftsgewandtheit und die Würde seines Auftretens verschafften ihm in kurzer Zeit die Achtung der ganzen Bürgerschaft. Schon 1826 wurde er in die Stadtverordnetenversammlung gewählt und erhielt sogleich das Amt des Vorstehers. Zwei

Jahre darauf kam er in den Magistrat, dem er bis 1852 ununterbrochen angehörte. Von 1830 bis 1848 war er als „Stadtkapitän“ Führer der Bürgerwehr. 1841 begründete er mit Brillowski die Stadtparkasse und war bis 1852 ihr erster Vorsteher. Die Kasse war in diesen Jahren in seiner Apotheke untergebracht. 1852 lehnte er wegen Krankheit seine Wiederwahl in den Magistrat ab und wurde von den städtischen Körperschaften zum Ehrenbürger ernannt. Im Februar 1853 wurde ihm von einer Abordnung feierlich eine „Votivtafel“, die den Ehrenbürgerbrief enthielt, überreicht. Er starb noch in demselben Jahre. Sein Sohn verkaufte 1857 die Apotheke an den Vater von Arno Holz.

3. *Johann Gnodt 1860.* Er war 1781 in Rastenburg geboren und stammte aus einer angesehenen und weitverzweigten Familie. Den Gnodts gehörte die Posthalterei, der Amtskrug und das Stadtgut Rastenburgswiese, Johann Gnodt war Mälzenbräuer und Grundbesitzer. Er war 12 Jahre lang Stadtverordneter und Waldassessor. Als er sein 50jähriges Bürgerjubiläum feierte, wurde er zum Ehrenbürger ernannt. Er starb 1865.

4. *Friedrich Schrempp 1860.* Jedem alten Rastenburger ist die Schremppsche Brauerei wohlbekannt, die bis zuletzt noch an der Ecke Neustadt-Mauergasse stand. Friedrich Schrempp war ihr Begründer. Die Schrempps stammten aus Salzburg und waren 1732 nach Rastenburg eingewandert. Friedrich Schrempp war 1789 als Sohn eines Zimmermeisters geboren. Er kaufte 1817 von einer Bäckerwitwe Heldt das Haus Ritterstraße 5/6, in dem sich bis vor 20 Jahren der Schremppsche Bierschank befand. 1848 erwarb er die Brauerei auf der Neustadt, in der er seitdem sein Bier selbst braute. Sein Lokal war jahrzehntelang die beliebteste Gaststätte Rastenburgs. Schrempp wurde schon 1817 Stadtverordneter und gehörte von 1825—1837 dem Magistrat an. Von 1847—49 war er dann noch einmal Stadtverordneter. Auch er wurde bei seinem 50jährigen Bürgerjubiläum zum Ehrenbürger ernannt. 1868 starb er. Die Brauerei und der Bierschank blieben bis 1908 im Besitz der Familie Schrempp. In diesem Jahre verzog der Brauereibesitzer Ernst Schrempp, der ebenfalls Mitglied des Magistrats war, nach Königsberg. Ein Fräulein Schrempp ist erst im Sommer 1929 im hohen Alter von über 90 Jahren in Rastenburg gestorben.

5. *Professor Dr. Anton Heinrich Brillowski 1860.* Er ist einer der verdienstvollsten Rastenburger Bürger gewesen. Er war 1799 in Danzig geboren, besuchte das Gymnasium in Braunsberg und studierte in Königsberg Geschichte, Deutsch und Latein. 1825 wurde er Lehrer am Gymnasium in Konitz und Ostern 1829 nach Rastenburg versetzt, wo er bis 1861 als Oberlehrer wirkte. Er war ein erstaunlich vielseitiger Mann. 1829 gab er eine Geschichte der Stadt Konitz heraus. 1836 ließ er bei Haberland in Rastenburg altdeutsche Sprachproben drucken, daneben schrieb er Beiträge zur lateinischen Grammatik und gab Ovis und Phädrus heraus. Doch war er bei all seiner Gelehrsamkeit sehr praktisch veranlagt und ein sehr gewandter Geschäftsmann. Er erwarb in Rastenburg eine ganze Reihe von Hausgrundstücken und wurde ein wohlhabender Mann. 15 Jahre lang war er Besitzer des Stadtguts Langenberg und wohnte auch draußen. Der verstorbene Herr Gotthard Reschke wußte zu erzählen, wie Brillowski gestieft und gespornt des Morgens von Langenberg in die Schule geritten

kam und sein Pferd an den Zaun des Schulhofs gebunden stehen ließ, um mittags wieder davonzusprengen. Einen großen Teil seines Interesses wandte er der hiesigen Loge zu, deren Meister vom Stuhl er 1848—61 war. Dazu befähigte ihn vor allem seine hinreißende Rednergabe und seine Geschäftsgewandtheit. Ihm hat die Loge die Erwerbung eines eigenen Grundstücks und den Bau des eigenen Hauses zu verdanken. 1841 wurde Brillowski in die Stadtverordnetenversammlung gewählt, der er mit kurzen Unterbrechungen bis 1861 angehörte. Schon 1835 machte er den Versuch, in Rastenburg eine Stadtparkasse zu begründen. Das gelang ihm jedoch nicht, da die Stadtverordneten die Garantie, die sie übernehmen sollten, ablehnten, weil sie den Vorteil einer Sparkasse nicht einsahen. Erst als er selbst Stadtverordneter wurde, erreichte er die Zustimmung der Versammlung, so daß die Sparkasse 1841 im Hause Lottermosers eröffnet werden konnte. Sie war zunächst nur an jedem Sonntag Morgen von 8—9 Uhr geöffnet. Brillowski war ihr erster Rendant. Die prächtigen neuen Räume der Stadtparkasse zeigten in ihrem letzten Zustand, wie sich diese Gründung Brillowski entwickelt hatte. Noch mit einer andern wohltätigen Einrichtung war sein Name verknüpft. Er schenkte der Stadt ein Hausgrundstück am Oberteich mit der Bedingung, daß hier ein Stift für alte Dienstboten eingerichtet werden sollte. Am 3. August 1860 konnte das „Friedrich Wilhelm III.-Stift“, das der Stiftstraße ihren Namen gegeben hat, eröffnet werden. An diesem Tage wurde Brillowski von den städtischen Körperschaften der Ehrenbürgerbrief überreicht. Im Jahr darauf ließ sich Brillowski in den Ruhestand versetzen und zog nach Wiesbaden. Hier starb er am 22. Juni 1889, 90 Jahre alt.

6. *Dr. Eduard Jacobi 1870.* Er war praktischer Arzt und erwarb sich um unsere Stadt ein großes Verdienst durch seine unermüdliche Tätigkeit während der Typhus-epidemie 1867/68. Er hat neben dem Präsidenten v. Saltzwedell am meisten zur Gründung der Idiotenanstalt beigetragen, deren erster leitender Arzt er war. Von 1860 bis 1862 gehörte er dem Magistrat an. Bei seinem Weggange von Rastenburg 1870 wurde er zum Ehrenbürger ernannt. Er starb 1882 als Sanitätsrat in Bunzlau/Schlesien im Alter von 65 Jahren.

7. *Professor Dr. Friedrich Techow 1870.* Geboren 1807 zu Bromberg, besuchte er das Joachimstal'sche Gymnasium und studierte in Berlin Alte Sprachen. 1829 wurde er Lehrer am Joachimtalschen Gymnasium, 1833 Oberlehrer am städtischen Gymnasium in Brandenburg, 1839 Professor an der Ritterakademie zu Brandenburg. Vom 1. April 1849 bis zum 1. Oktober 1870 war er Direktor des Königlichen Gymnasiums in Rastenburg. Durch sein energisches und doch verbindliches Auftreten, durch seine Arbeitskraft und seine glänzende Beredsamkeit spielte er in unserer Stadt sofort eine große Rolle. Schon im August 1849 wurde er zum Abgeordneten in den preußischen Landtag gewählt, wo er der Linken angehörte. Als der reaktionäre Herr v. Raumer ins Kultusministerium einzog, legte er sein Mandat 1851 nieder. In dem selben Jahre wählten ihn die Rastenburger zum Stadtverordneten, doch versagte ihm das Provinzialschulkollegium die Genehmigung zum Eintritt. Mit dem Beginn der neuen Ära 1858 ließ er sich von den Kreisen Rastenburg, Friedland und Gerdauen wieder zum Abgeordneten wählen. Er gehörte dem Landtag ununterbrochen bis 1880 an, zunächst als Mitglied der Fortschrittspartei, seit 1866 als Mitglied der Nationalliberalen Par-

tei, zu deren führenden Köpfen er gehörte. Er war im Landtag lange Jahre Vorsitzender der Unterrichtskommission. Von 1871—78 war er zugleich Reichstagsabgeordneter. Die Interessen unserer Stadt vertrat er in den Parlamenten auf das wärmste. Er setzte zusammen mit v. Saltzwedell den Bau der Eisenbahn von Königsberg nach Rastenburg durch. Das Gymnasium verdoppelte unter seiner Leitung seine Schülerzahl. Er wirkte mit bei der Begründung der Kleinkinderschulen und war 1863 der erste Vorsitzende des *neugegründeten Handwerkervereins*. 1870 ließ er sich in den Ruhestand versetzen und zog nach Berlin, wo er bald darauf zum Stadtrat und Dezernenten in Kirchensachen gewählt wurde. 1880 starb er. Seine Freunde erbauten ihm auf dem Jakobikirchhof in Neukölln ein Grabdenkmal. Als er unsere Stadt verließ, erhielt er die Ernennung zum Ehrenbürger. Die Schüler veranstalteten bei seinem Wegzug einen glänzenden Fackelzug, ein Zeichen, wieviel Liebe er besessen hatte.

8. *Eduard Jorck 1870.* Der „alte Jorck“ war Besitzer des Ritterguts Pötschendorf gewesen, hatte dieses 1852 an v. Saltzwedell verkauft und seitdem als Rentner in Rastenburg gelebt. Er war Mitbegründer der Idiotenanstalt und leitete jahrelang ihren Wirtschaftsbetrieb. Er erhielt gleichzeitig mit Techow das Ehrenbürgerrecht, da er zu derselben Zeit nach Danzig verzog.

9. *August Friedrich Kuhrt 1873.* Er war 1804 geboren und hatte sich 1848 in unserer Stadt als erster *Tierarzt* niedergelassen, 1860 wurde er Stadtverordneter, 1861 Mitglied des Magistrats. Dem Magistrat gehörte er ununterbrochen bis 1891 an. Als er 1873 sein 25jähriges Bürgerjubiläum feierte, wurde er zum Ehrenbürger ernannt.

10. *Leo Thiel 1876.* Arno Holz erwähnt den Kupferschmied Thiel in einem seiner Gedichte. Er war in Lötzen 1812 geboren und hatte sich 1837 in Rastenburg als Kupferschmied niedergelassen. Von 1842—52 gehörte er der Stadtverordnetenversammlung, 1852—76 dem Magistrat an. Er hatte 20 Jahre hindurch den Vorsitz der Bau-deputation und lange Zeit auch den der Schuldeputation. Nach dem Tode Lottermosers war er zwei Jahrzehnte hindurch der führende Kopf des Magistrats. Seine langjährige Erfahrung in der städtischen Verwaltung machten es ihm möglich, jahrelang den kranken Bürgermeister Schimmelpfennig zu vertreten. 1876 legte er alle seine Ämter nieder und wurde bei dieser Gelegenheit zum Ehrenbürger gewählt. Er starb 1885. Seine Kupferschmiede betrieb er in der Hintern Neustadt, nicht, wie Arno Holz erzählt, in der Kirchenstraße. Arno Holz verwechselt ihn offenbar mit dem Kupferschmied Samesreuther.

11. *Johann Gottlieb Roebricht 1882.* Er hatte einen nicht gewöhnlichen Lebenslauf hinter sich. In Reinswalde in der Niederlausitz 1805 geboren, erlernte er die Schornsteinfegerkunst und ließ sich 1832 in Rastenburg als Schornsteinfeger nieder. Nach etwa 10 Jahren eröffnete er ein Kolonialwarengeschäft, und schließlich machte er in der Schloßstraße eine Buchhandlung auf. Der rührige Mann wurde 1840 in die Stadtverordnetenversammlung gewählt, der er über 20 Jahre lang angehörte. 1862—74 war er Mitglied des Magistrats und Kurator der Stadtparkasse. Eine Zeitlang leitete er auch das städtische Eichamt. Als er 1882 sein 50jähriges Bürgerjubiläum feierte, erhielt er die Ernennung zum Ehrenbürger. Er starb 1886.

12. *Carl Beckherrn* 1886. Er wurde am 17. Oktober 1831 zu Bladiau in Ostpreußen geboren, besuchte die Burgschule in Königsberg bis zur Prima und trat 1849 als Avantagieur in das 1. Infanterieregiment ein. 1852 wurde er Leutnant, 1864 Hauptmann, 1873 Major. Im Feldzug von 1866 verdiente er sich den Roten Adlerorden mit Schwertern, 1870 das Eiserne Kreuz. Vor Metz wurde er schwer verwundet, so daß er 1876 wegen Kränklichkeit den Abschied nehmen mußte. Er zog von Münster, wo er zuletzt in Garnison gestanden hatte, nach Rastenburg, wo sich ihm zufällig eine gute Wohnung bot. Die Muße seines Ruhestandes ermöglichte es ihm, sich seinem Lieblingfach, der Geschichte, zu widmen. Schon 1880 ließ er bei Oskar Schlemm „Rastenburg historisch-topografisch dargestellt“ erscheinen, einen kurzen Abriss der Stadtgeschichte, der bis zu den Freiheitskriegen reicht. Später schrieb er mehrere Aufsätze, die sich mit der Geschichte unserer Stadt beschäftigen, von denen die „Georgenkirche“ und das „Verzeichnis der die Stadt Rastenburg betreffenden Urkunden“ die wichtigsten sind. Es ist Beckherrns bleibendes Verdienst, daß er in der Bürgerschaft den längst entschlafenen Sinn für die Vergangenheit unserer alten Ordensstadt wieder weckte und die wichtigsten Urkunden der Stadt dadurch rettete, daß er den Bürgermeister Wiewiorowski veranlaßte, sie dem Königsberger Staatsarchiv zu überweisen. Die Bürgerschaft erwies sich ihm dadurch dankbar, daß sie ihn 1881 in den Magistrat wählte und 1886 zum Ehrenbürger ernannte. Beckherrn war 1884 bereits nach Königsberg übersiedelt, um die Bestände des Staatsarchivs für seine historischen Forschungen verwerten zu können. Hier schrieb er eine „Geschichte der Befestigungen der Stadt Königsberg“ und die „Wappen der Städte Ostpreußens“. Er wurde Ehrenmitglied der Prussia, für deren Sitzungsberichte er eine Menge vorgeschichtlicher Abhandlungen schrieb, und Ehrenmitglied des Heraldischen Instituts in Rom. Am 23. Oktober 1899 starb er in Königsberg.

13. *Gustav v. Saltzwedell* 1888. Er ist der einzige Ehrenbürger unserer Stadt, der nicht Rastenburgs Bürger war. Doch gehörte er zu den führenden Männern Ostpreußens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er wurde am 28. April 1808 in Drosdowen als ältester Sohn des Majors und Landschaftsdirektors Reinhold v. Wienskowski, genannt v. Saltzwedell, geboren. Er besuchte das Friedrichskolleg zu Königsberg, das er im Herbst 1827 mit dem Reifezeugnis verließ, und studierte dann die Rechte und Staatswissenschaften. Als Student war er Mitbegründer des Korps Littuania in Königsberg. Dann trat er zur allgemeinen Verwaltung über und wurde bald Landrat in Oletzko. Schon 1842 wurde er Regierungsrat in Danzig, 1844 Geheimer Finanzrat und Vortragender Rat im Königlichen Hausministerium. Zugleich erhielt er den Auftrag, die Meliorationen in der Gegend von Czersk zu leiten. 1845 wurde er im Alter von 37 Jahren Regierungspräsident in Gumbinnen. Im Juli 1851 ließ er sich in den einstweiligen Ruhestand versetzen, weil er trotz seiner konservativen Gesinnung die Politik des Ministeriums v. Manteuffel nicht mitmachen wollte. Er kaufte in demselben Jahre von Jorck für 60 000 Taler das Rittergut Pötschendorf und hat es bis zu seinem Tode bewirtschaftet. Er hatte in seinem Regierungsbezirk so viel Achtung und Liebe, daß er 1848 in die Frankfurter Nationalversammlung, 1849 in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt wurde. Von 1867–69 vertrat er im Abgeordnetenhaus die Kreise Rastenburg, Gerdauen und Friedland. Von 1867 bis 1870 war er Mitglied des Reichstages des Norddeutschen Bundes. Seitdem lehnte

er eine Wiederwahl ab. Daneben war er jahrzehntelang Mitglied des Kreistages und des Provinziallandtages. Zu seiner Kreisstadt Rastenburg stand er in denkbar bester Beziehung. In den sechziger Jahren war er Meister vom Stuhl in der Loge, seit 1866 ihr Ehrenmeister. Das führte ihn häufig in unsere Stadt und brachte ihn in freundschaftlichen Verkehr mit den führenden Männern der Stadt, die damals fast ausnahmslos der Loge angehörten. Rastenburg hat der unermüdlichen Tätigkeit Saltzwedells die Errichtung der Idiotenanstalt und den Bahnbau zu verdanken. Im Jahre 1865 begründete Saltzwedell im Verein mit Sanitätsrat Jacobi, Prof. Dr. Kühnast, Kaufmann Kowalski und Rentier Jorck die Idiotenanstalt, die sich im Laufe der Jahre zu der großen Provinzialanstalt für Schwachsinnige auswuchs. Anfangs bestand sie nur in einem kleinen Häuschen in der Oberteichstraße, das noch heute steht und zuletzt Frau Kuhnke gehörte. Aber schon 1869 fing man an, eigene große Gebäude zu errichten. Saltzwedell war 25 Jahre lang Vorsitzender des Kuratoriums. Ebenso tätig war er, als sich 1863 die Aktiengesellschaft zum Bau der Südbahn bildete. Während Techow im Abgeordnetenhaus die Konzession der Regierung für den Bahnbau durchsetzte, hatte Saltzwedell zusammen mit dem bekannten „Eisenbahnkönig“ Henry Strousberg die Unterhandlungen mit den englischen Kapitalisten zu führen, die die erforderlichen 13 Millionen Taler hergaben. Er wurde auch der erste Vorsitzende des Verwaltungsrats. Aus Dankbarkeit ernannte ihn die Stadt Lyck zu ihrem Ehrenbürger. Die Stadt Rastenburg überreichte ihm den Ehrenbürgerbrief an seinem 80. Geburtstag. Am 6. Juni 1897 starb Saltzwedell in Pötschendorf. Seine Erben verkauften das schöne Gut an die Holzfirma Richter in Samotschin, die den prächtigen Wald restlos herunterschlug und das Gut dann aufteilte.

14. *Louis Kolmar* 1890. Der Kaufmann und Mühlenbesitzer Louis Kolmar, dessen Namen die Rastenburgs Mühlenwerke noch bis zuletzt in ihrer Firma führten, war kein Kind unserer Stadt. Er wurde am 14. Februar 1810 zu Hameln geboren, machte in Magdeburg eine kaufmännische Lehrzeit durch und kam als Vertreter eines größeren Geschäfts nach Ostpreußen. Hier lernte er seine spätere Frau kennen und beschloß, in unserer Provinz zu bleiben. 1840 kam er nach Rastenburg und kaufte von den Glückschen Erben den „Norddeutschen Hof“, der damals noch „Deutsches Haus“ hieß. Er baute das Haus um und erweiterte es, richtete mit dem Besitzer von Neumühl, Moritz Thiel, einen Verkauf von Mehl und Oel ein und begründete bald darauf ein Speditionsgeschäft, das er bis zur Eröffnung der Eisenbahn weiterbetrieb. In wenigen Jahren wurde er ein wohlhabender Mann und konnte 1847 für 9 000 Taler die Hausmühle kaufen. Diese war damals eine kleine Wassermühle mit zwei Gängen. Er baute sie völlig um, richtete eine Ölmühle ein und vergrößerte den Betrieb von Jahr zu Jahr. 1859 war die Mühle schon so groß geworden, daß die Wasserkraft nicht mehr ausreichte, und Kolmar baute deshalb die erste Dampfmaschine Rastenburgs ein. 1874 kaufte er von Mühlenbesitzer Kroehnert die Untermühle hinzu und baute die kleine Wassermühle zu einer modernen Weizenmühle um. Die Mittel zu der Erweiterung seines Betriebes lieferte ihm ein umfangreicher Getreidehandel und ein zu diesem Zweck begründetes Bankgeschäft. 1880 übergab er das Unternehmen seinem Schwiegersohn Palfner. Er starb am 31. Juli 1897 als sehr vermögender Mann in dem schönen Wohnhause, das er sich schon 1852 hatte bauen können, in dem sich heute die Ostbank befindet. Kolmar war ein Kaufmann von rastlosem Fleiß, regem Unter-

nehmungsgest und großer Gewandtheit. So ungewöhnliche Gaben mußten schon früh die Augen seiner Mitbürger auf ihn lenken. Er wurde 1844 zum Stadtverordneten gewählt, 1845 zum Stadtverordnetenvorsteher. Er blieb bis 1855 in der Versammlung, legte dann aber sein Mandat nieder, da seine umfangreichen Geschäfte ihn ganz in Anspruch nahmen. Auch eine Wahl in den Magistrat lehnte er aus diesem Grunde stets ab. An seinem 80. Geburtstage ernannte ihn die Stadt zum Ehrenbürger, da er durch den Ausbau seiner Werke wesentlich zur Entwicklung unseres Gemeinwesens beigetragen habe. 1897 benannte die Stadt nach ihm die Kolmarstraße.

15. *Wilhelm Hermann Beyer* 1892. Der „alte Beyer“ war 1822 in Schippenbeil geboren und kam 1849 von Graudenz nach Rastenburg, wo er am Ritterplatz in dem zuletzt Leipholzschen Hause ein Eisengeschäft eröffnete. Da er ein unternehmender Mann war, legte er sich bald auch auf den Handel mit Getreide, Spiritus u. a. 1864 eröffnete er außerdem mit Rudolf Lentz zusammen auf der Freiheit eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, aus der er 1879 wieder ausschied. Durch Fleiß und Klugheit erwarb er ein großes Vermögen. Der städtischen Selbstverwaltung hat er seine Arbeitskraft fast 40 Jahre hindurch zur Verfügung gestellt. Seit 1858 war er Stadtverordneter, seit 1880 im Magistrat. 1881 wurde er zum Beigeordneten und damit zum Stellvertreter des Bürgermeisters gewählt. Lange Zeit war er Vorsitzender des Kuratoriums der Stadtparkasse. 1895 legte er seines hohen Alters wegen alle seine Ehrenämter nieder. Er starb jedoch erst 1906 im Alter von 84 Jahren.

16. *Dr. Carl v. Staszewski* 1893. Er war 1814 in Rastenburg geboren und mehr als ein halbes Jahrhundert in seiner Vaterstadt praktischer Arzt. Als er 1893 sein 50jähriges Doktorjubiläum feierte, ernannten die städtischen Körperschaften den allgemeinen beliebten Arzt, der so vielen Kranken geholfen hatte, zum Ehrenbürger. Er starb als Geheimer Sanitätsrat 1906 im 92. Lebensjahre. Er war Jahrzehnte hindurch Arzt der Idiotenanstalt und des Krankenhauses der Barmherzigkeit.

17. *Heinrich Schweiger* 1901. Er war gelernter Kaufmann und errichtete 1869 in dem später Rohmannschen Hause in der Königsberger Straße ein Kolonialwarengeschäft. In diesem Hause war bis 1865 die Post gewesen, dann die Konditorei von Gedaschke. Die Lage erwies sich als günstig. Schweiger hat das Geschäft bis zu seinem Tode auf der Höhe halten können. 1873 wurde er Stadtverordneter, im Januar 1876 Stadtverordnetenvorsteher. Sein würdiges Auftreten, seine Redegewandtheit und seine Unparteilichkeit machten ihn zum gegebenen Leiter einer Versammlung, und er wurde durch fast 25 Jahre hindurch jährlich wiedergewählt. Ein Zwist mit zwei Magistratsmitgliedern und Angriffe von deren Anhängern in der Stadtverordnetenversammlung veranlaßten ihn, im November 1900 seine sämtlichen Ehrenämter niederzulegen. Sein Ausscheiden wurde allgemein bedauert. Magistrat und Stadtverordnete ernannten ihn zum Zeichen der Dankbarkeit im Jahre 1901 zum Ehrenbürger. Sein Bildnis hängt im Sitzungssaal des Rathauses. Er starb bereits 1902 im Alter von 63 Jahren.

18. *Rudolph Peppel* 1901. Er hatte sich 1859 in Rastenburg als Stellmachermeister niedergelassen und war von 1868 bis 1902 über 34 Jahre lang Stadtverordneter. 27 Jahre hindurch war er Mitglied der Walddeputation. Für diese Tätigkeit über-

reichte ihm der Bürgermeister in der Stadtverordnetenversammlung einen mit einer Widmung versehenen Spazierstock, der aus einer in der Görlitz gewachsenen Hasel gearbeitet war. 1901 wurde er aus Dankbarkeit für seine Sorge um den Wald zum Ehrenbürger ernannt. Im Jahre darauf wurde er im Alter von 77 Jahren noch in den Magistrat gewählt, starb jedoch schon 1903. Er hatte schon die Feldzüge von 1848 und 49 mitgemacht und war Mitbegründer des Rastenburg-Kriegervereins.

19. *Heinrich Bergmann* 1902. Er war 1854 geboren, hatte Hochbau studiert und wurde 1894 als Königlicher Kreisbauinspektor nach Rastenburg versetzt. Er wurde schon 1896 in die Stadtverordnetenversammlung gewählt und gehörte ihr bis 1902 an. Es war die Zeit, in der unsere Stadt wieder Garnison erhielt. Eine großartige Neubautätigkeit setzte ein. Die Stadt baute die Infanteriekasernen, das Gaswerk, das Wasserwerk, einen neuen Schlachthof und baute das abgebrannte Rathaus wieder auf. Rastenburg hatte damals keinen Stadtbaurat und in der ersten Zeit nicht einmal einen Stadtbaumeister. Bergmann stellte seine Erfahrung und seine Arbeitskraft in den Dienst der Stadt und unterstützte die Verwaltung bei den Bauten mit Rat und Tat. Als er 1902 nach Gumbinnen versetzt wurde, erkannte die Stadt seine selbstlose Tätigkeit dadurch an, daß sie ihn zum Ehrenbürger ernannte. Bergmann starb schon 1906 als Baurat in Allenstein. Da sein Grab von niemand gepflegt wurde, ließ die Stadt darauf eine Steinplatte mit einer Inschrift errichten.

20. *Rudolf Lentz* 1916. Der alte Herr Lentz, den viele in seiner ruhigen und lebenswürdigen Art noch in Erinnerung haben mögen, war am 8. Juni 1840 zu Köslitz in Schlesien geboren. Nachdem er 1859—63 bei der Marine gedient hatte, kaufte er auf der Freiheit ein Grundstück und baute hier 1864 zusammen mit W. H. Beyer eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, die er seit 1880 allein betrieb. Er kaufte eine Reihe von benachbarten Grundstücken hinzu und vergrößerte das Werk erheblich. 1917 verkaufte er die Fabrik an Joseph Schöner. Keiner hat so wie Lentz seine Arbeitskraft — oft unter Vernachlässigung seiner eigenen Interessen — in den Dienst der Stadt gestellt. 42 Jahre lang ist er in der städtischen Verwaltung tätig gewesen. Von 1873 bis 1891 war er Stadtverordneter, dann wurde er in den Magistrat gewählt, dem er bis 1915 angehörte. Von 1911—15 war er zugleich Beigeordneter. Während seiner langen Tätigkeit hat er nach- und nebeneinander das Gas- und Wasserwerk, das städtische Fuhrwesen und den Friedhof geleitet. Seine ganze Liebe gehörte jedoch dem Walde. 44 Jahre lang war er „Waldassessor“. Zum Dank dafür hat die Stadt einen der schönsten Wege der Görlitz 1919 „Rudolf Lentz-Gestell“ genannt. Auch sonst hat er Anerkennung in reichstem Maße gefunden. 1903 wurde er zum Stadtältesten ernannt. Als er 1915 wegen hohen Alters seine Ämter niederlegte, wurde ihm ein Jahr darauf das Ehrenbürgerrecht erteilt. Lentz war daneben Mitglied des Gemeindegemeinderats, Kurator der Carlshöfer Anstalten, Kreistagsabgeordneter, Aufsichtsratsmitglied der Zuckerfabrik und Ehrenmitglied der Schützengilde, des Turnvereins und der Melodia. Er starb am 19. Juli 1921 im Alter von 81 Jahren.

21. *Hermann Reschke* 1919. Herr Reschke ist der einzige noch lebende Ehrenbürger unserer Stadt. Er entstammt einer Familie, die in Rastenburg schon 180 Jahre ansässig ist. Sein Großvater und sein Vater haben sich bereits als Stadtverordnete in der

Selbstverwaltung betätigt. Der Vater unseres Ehrenbürgers, Karl Reschke, kaufte 1843 von Kowalski einen Garten an dem späteren Neuen Markt und erbaute darin eine *Glockengießerei*, später auch eine *Eisengießerei* und ein Eisengeschäft. Am 1. Januar 1878 übergab er Geschäft und Betrieb an seine Söhne Gotthard und Hermann. Gotthard Reschke war etwa 20 Jahre lang Stadtverordneter und 1896—1901 Mitglied des Magistrats. Hermann Reschke wurde am 16. Februar 1853 in Rastenburg geboren, besuchte das hiesige Gymnasium, machte eine kaufmännische Lehrzeit durch und trat, nachdem er sich auch auswärts umgesehen hatte, in das umfangreiche Geschäft seines Vaters ein, das er bis 1914 selbst betrieb. In diesem Jahre gab er Eisengießerei und Eisengeschäft an Max Rudzio ab und behielt nur die dem Bahnhof gegenüberliegende Schneidemühle. Seine Arbeitskraft und seine kaufmännische Erfahrung stellte er schon früh der Allgemeinheit zur Verfügung. Er war viele Jahre Mitglied des Gemeindekirchenrats, des Kuratoriums der Idiotenanstalt und der Carlshöfer Anstalten. Im Wirtschaftsleben unserer Stadt spielt er als Aufsichtsratsmitglied der Zuckerfabrik, der Aktienbrauerei und der Galbuhner Ziegelwerke eine wichtige Rolle. Ebenso war er jahrzehntelang Vorstandsmitglied der Stadtparkasse und ist heute noch stellvertretender Vorsitzender im Vorstand der Kreissparkasse. In die städtische Selbstverwaltung trat er erst nach dem Ausscheiden seines ältesten Bruders ein. Er wurde 1901 Stadtverordneter und war von 1909—19 Stadtverordnetenvorsteher. Von 1919 bis 1924 gehörte er dem Magistrat an. Daneben war er seit 1903 Mitglied des Kreistages, seit 1910 Mitglied des Kreisausschusses, dessen stellvertretender Vorsitzender er noch heute ist. Für seine langjährige erfolgreiche Tätigkeit zum Wohle unserer Stadt verliehen ihm die städtischen Körperschaften am 2. April 1919 das Ehrenbürgerrecht. An seinem 70. Geburtstage wurde die Straße, die die Krausendorfer Chaussee mit der Bankmanstraße verbindet, nach ihm Reschkestraße benannt. Erwähnt sei noch, daß er 1913 der Stadt den *Springbrunnen* schenkte, der die Anlagen am Schloß ziert. Herr Reschke machte das Jubiläum der Stadt im Jahre 1929 trotz seiner 76 Jahre in völliger geistiger und körperlicher Frische mit. Möge ihm noch ein langer, schöner Lebensabend beschieden sein!

22. *Wilhelm Pieper 1921*. Er wurde am 17. Oktober 1861 in Horsthausen bei Bochum geboren, trat in den städtischen Bürodienst ein, wurde 1891 in Annen in Westfalen Stadtsekretär, ging in gleicher Eigenschaft 1894 nach Landsberg an der Warthe und wurde 1895 zum Bürgermeister in Pillau gewählt. Von hier aus wählte ihn die Stadt Rastenburg zu ihrem Oberhaupt. Er trat sein Amt am 1. April 1897 an und trat am 1. Februar 1921 in den wohlverdienten Ruhestand. Die 24 Jahre, in denen Bürgermeister Pieper an der Spitze unseres Gemeinwesens stand, waren für die Stadt eine Zeit ungewöhnlich schneller Entwicklung. 1 1/2 Jahre nach seinem Amtsantritt rückten die 4. Grenadiere ein. Der neue Bürgermeister fand also ein gerütteltes Maß Arbeit vor. Dem Kasernenbau folgte in wenigen Jahren die Errichtung der Gasanstalt, des neuen Schlachthofes, des Wasserwerks und der Kanalisation. 1912 kam das 82. Feldartillerieregiment nach Rastenburg, und damit wurde der Bau der Artilleriekasernen notwendig. Die Stadt dehnte sich mächtig aus, die Einwohnerzahl stieg von 8 000 auf 13 000. Das erforderte den Ausbau des Schulwesens. Die Volksschulen, die bei Piepers Amtsübernahme sehr kümmerlich beschaffen waren, wurden zu seiner Zeit auf ihre heutige Klassenzahl gebracht. Die höhere Mädchenschule wurde

zu einem staatlich anerkannten Lyzeum ausgebaut, 1907 eine Präparandenanstalt hierher verlegt und die Einrichtung eines Lehrerseminars in Aussicht genommen. Da das Anwachsen der Stadt die Bereitstellung von Baugelände notwendig machte, kaufte die städtische Verwaltung die Domänen, das Posthaltereigrundstück, die Stadtgüter Rasthöhe und Tannenhof. Der Stadtwald wurde durch den Ankauf von Thurwangen erheblich vergrößert. Pieper, der überzeugter Bodenreformer war, gebührt ein großer Teil des Verdienstes an dieser Vergrößerung des städtischen Grundbesitzes. Er ließ sich überhaupt von dieser schnellen Entwicklung der Stadt nicht mitreißen, sondern führte und beherrschte sie. Seine große Arbeitskraft gab ihm die Fähigkeit dazu. Er hatte ein starkes Bewußtsein von der Würde seines Amtes. Seine zurückhaltende und gemessene Art verschaffte ihm nicht nur die Achtung seiner Beamten, sondern machten ihn, wo er auch auftrat, zu einem würdigen Vertreter der Stadt. Der Reichsverband deutscher Städte wählte ihn in seinen Vorstand und schließlich zum Ehrenmitglied. Unvergessen ist seine Haltung während der Russenzeit, in der er hier blieb und für Ruhe und Ordnung sorgte. Er wußte die Beschaffung der Lebensmittel und der Quartiere so zu ordnen, daß die russischen Truppen zufrieden waren und die Stadt glimpflich behandelten. Trotzdem wurde er als Geisel verhaftet und mehrfach mit dem Tode bedroht. Auch durch die vier Kriegsjahre wußte er die Stadt geschickt durchzusteuern. 1917 erhielt er, als ein zweiter Bürgermeister angestellt wurde, die Dienstbezeichnung „Erster Bürgermeister“. Ein besonderes Interesse wandte Pieper der Verschönerung der Stadt zu, er war lange Jahre Vorsitzender des *Verschönerungsvereins* und hatte die schönen Anlagen am Kreishaus und am Schloß geschaffen. Die Anlage des Seeweges ist sein Werk. Er ging auch schon daran, den Wilhelmsplatz und die Guberberge zu bepflanzen. Auch der Gedanke der Anlegung eines Schützengartens ist von ihm ausgegangen und von ihm zusammen mit Erdtmann und Rohmann durchgesetzt worden. Ebenso hatte er ein lebhaftes Interesse an der Geschichte der Stadt. Er hat die historisch wertvollen Akten der Stadt vor der Vernichtung bewahrt und begann bereits für ein zu begründendes Heimatmuseum zu sammeln. Nach der Revolution konnte er sich in die neue Zeit nicht mehr recht hineinfinden, zumal seine Arbeitskraft durch Krankheit schon stark behindert war. Bei seinem Ausscheiden aus dem Dienst 1921 ernannte ihn die Stadt zum Ehrenbürger. Am 12. September 1922 starb er. Die Stadt zeigte ihre Dankbarkeit auch dadurch, daß sie ihrem langjährigen Bürgermeister im Jahre 1925 einen würdigen Denkstein setzte. Ein Weg im Bürgersdorfer Walde wurde nach ihm Pieperweg, eine Straße in Rasthöhe ebenfalls Pieperweg benannt.

2. Stadtälteste

Die Städteordnung von 1808 sah noch eine andere Ehrung verdienter Bürger vor. Ein Magistratsmitglied, das mindestens 9 Jahre im Amt war oder sich in dieser Stelle, namentlich und ganz besonders ausgezeichnet hat, konnte zum Stadtältesten ernannt werden. Rastenburg hat von dieser Möglichkeit 100 Jahre hindurch keinen Gebrauch gemacht und den ehrenvollen Titel überhaupt nur viermal verliehen. Außer dem schon erwähnten Rudolf Lentz haben ihn nur erhalten:

23. *Eduard Palfner 1901*. Am 3. November 1836 im Kreise Johannisburg geboren, trat er als 15jähriger Lehrling in das Geschäft von Louis Kolmar ein. Dieser erkannte

schon früh die kaufmännische Begabung Palfners und erzog ihn zu seinem Stellvertreter. Schließlich gab er ihm seine Tochter zur Frau und übergab ihm, obgleich er selbst zwei Söhne hatte, 1880 seinen ganzen Betrieb. Palfner hat das Vertrauen, das sein Schwiegervater in ihn setzte, nicht enttäuscht. Er hat die Kolmarschen Mühlen weiter ausgebaut und das Getreide- und Bankgeschäft vergrößert. Seine Geschäftskennntnis und sein Vermögen verschafften ihm bald einen überragenden Einfluß in unserer Stadt. 1894 erhielt er den Titel eines Königlichen Kommerzienrats. 1871 trat er in die Stadtverordnetenversammlung ein, 1876 wurde er Mitglied des Magistrats. Diesem hat er ununterbrochen 35 Jahre lang angehört. 1909 wurde er zum Beigeordneten und Stellvertreter des Bürgermeisters gewählt. In der Kreisverwaltung betätigte er sich seit 1883 als Kreistagsabgeordneter, 1896—1909 als Mitglied des Kreisausschusses. Daneben war er im Gemeindekirchenrat, im Kuratorium der Idiotenanstalt, der Zuckerfabrik und der Aktienbrauerei, Mitbegründer und Aufsichtsratsvorsitzender der Galbuhner Ziegelwerke. Am 6. Januar 1911 starb er, nachdem er bereits 1903 seine Werke an Adolf Gramberg verkauft hatte. Als er seine 25jährige Zugehörigkeit zum Magistrat feierte, ernannte ihn die dankbare Stadt zum Stadtältesten.

24. *Gustav Kießner 1915.* Er wurde am 1. November 1851 in Rastenburg geboren, erlernte das Konditorgewerbe und übernahm 1889 die Boiesche Konditorei in der Königsberger Straße, die er bis zu seinem Tode fortführte. 1899 wurde er zum Stadtverordneten, 1906 in den Magistrat gewählt, dem er 12 Jahre lang angehörte. Er war lange Zeit Vorsitzender der Schuldeputation und der Armendeputation, zugleich auch Berufsvormund. Die ruhige und sachliche Art seines Auftretens machte ihn zum Leiter dieser Dezernate besonders geeignet. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Stadt während der Russenzeit 1914. Außer Bürgermeister Pieper war er das einzige Magistratsmitglied, das hier geblieben war. Er war der stellvertretende Vorsitzende des damals begründeten Ortsausschusses und richtete, da alle Bäckereien geschlossen waren, eine städtische Bäckerei ein, die die Bevölkerung in diesen kritischen Tagen mit Brot versorgte. Als er neun Jahre lang Mitglied des Magistrats war, wurde er zum Dank dafür zum Stadtältesten ernannt. Er starb nach langem, schwerem Leiden am 5. April 1918.

25. *Adolf Gramberg 1928.* Am 29. Oktober 1874 in der Burgmühle bei Rößel geboren, besuchte er das Gymnasium seiner Heimatstadt, machte in der väterlichen Mühle seine Lehrzeit durch und vervollkommnete seine Ausbildung durch den Besuch der Mühlenfachschule in Dippoldiswalde. 1903 kaufte er von Palfner die ehemals Kolmarschen Mühlen und baute sie allmählich zu einem der größten und modernsten Mühlenbetriebe unserer Provinz um. Seine rege Baulust hat viel zur Verschönerung unserer Stadt beigetragen. Kurz vor dem Kriege erwarb er von der Stadt den unschönen Rest des ehemaligen Mühlenteichs, schüttete ihn zu und errichtete an seiner Stelle den großen Speicher in der Bahnhofstraße. Nach dem Kriege erbaute er für seine Angestellten und Arbeiter eine schmucke Siedlung an der Sensburger Chaussee. Auch das letzte Geschäftshaus der Mühlenwerke stammte aus seiner Zeit. Den Brunnen davor mit der Müllerfigur hat Gramberg der Stadt zum Geschenk gemacht. Schon bald nach der Übernahme der Mühlen stellte er seine Fähigkeiten auch in den Dienst der Stadt. 1906 trat er in die Stadtverordnetenversammlung ein, 1909 in den Magi-

strat. Diesem hat er 1909—20 und seit 1924 angehört. Als dienstältestes Magistratsmitglied ist er der Stellvertreter des Bürgermeisters. Auch in der Kreisverwaltung ist Herr Gramberg seit vielen Jahren tätig. Seit 1911 ist er Mitglied des Kreistages, seit einiger Zeit (von 1929 aus gesehen!) auch Kreisdeputierter und Vertreter des Landrats, seit 22 Jahren (von 1929 aus gesehen) war er im Vorstand der Kreissparkasse. Daneben gehörte er dem Gemeindekirchenrat und der Provinzialsynode an. Ein großes Verdienst hatte sich Gramberg um den *Kaufmännischen Verein* erworben, den er 1911 bis 1927 als Vorsitzender musterhaft leitete. Als er sein 25jähriges Geschäftsjubiläum feierte, ernannten ihn die städtischen Körperschaften zum Stadtältesten.

Dieser Liste W. Luckenbachs sei angefügt, daß sie im Jahre 1929 erschien und in der „Festzeitung zur 600-Jahrfeier der Stadt Rastenburg“ abgedruckt wurde (Sonderbeil. d. Rastenburger Ztg. 98. Jhg. Nr. 192, Sonnabend, den 17. August 1929). Sie kann daher auch nur bis zu diesem Zeitpunkt vollständig sein. In welchem Umfang und ob überhaupt auch später noch Ehrenbürger und Stadtälteste ernannt wurden, ist nicht mehr festzustellen.

Schultheateraufführungen in Rastenburg im 16. und 17. Jahrhundert

von Erich Jenisch

Das Theaterwesen ist in Ostpreußen wesentlich seit Einführung der Reformation in Erscheinung getreten. Das Jahr 1525 bedeutete für die Theaterkultur den Anbruch einer neuen Zeit. Im Mittelpunkt stand das von Schulklassen eingeübte „Schuldrama“, das dank der Fürsorge von Herzog Albrecht für das Schulwesen Förderung fand. In der Provinzhauptstadt Königsberg war naturgemäß die Entwicklung des Theaters am weitesten fortgeschritten und gewann hier auch stilistische Höhepunkte. In den anderen Städten wurde das Schuldrama vornehmlich von den Lateinschulen aufgeführt. In Rastenburg war eine solche Schule im Jahre 1545 gestiftet worden. Diese Schule, die bald lateinische Schule, bald große Schule, bald Partikular genannt wird (J. W. G. Heinicke, Zur ältesten Geschichte des Gymnasiums bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Programm (Rastenburg 1846, S. 5), entwickelte sich sehr günstig. Schon unter ihrem ersten Rektor Valentin Neukirch (1546—53) hatte sie meistens 200 Schüler (Lt. Heinicke 12. Pisanski 130, 133). In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts brachten allerdings Seuchen und der Zug Gustav Adolfs durch Ostpreußen schwere Jahre für die Schule, aber um die Mitte des Jahrhunderts sind an ihr Aufführungen üblich, ein Zeichen, daß das Schulleben wieder an Intensität zugenommen hatte. Konkretor Martin Vogelius (1647—52) führte 1650 beim öffentlichen Examen eine Komödie auf, im nächsten Jahre spielten die Knaben wieder unter dem Konkretor eine „Komödie von den entführten sächsischen Prinzen“. 1669 „hielten die Schüler abermals einen actum“. Die Aufführung von Komödien wird dann offenbar durch die Abhaltung von Redeakten abgelöst, die auch aus späteren Jahren bezeugt sind. Am 23. Dezember 1700 präsentiert der Rektor einen actum oratorium mit den Knaben, am 2. März 1702 perorierten drei Schüler de passione Christi (Heinicke 22, 73, 77, 78). Aus den nächsten Jahren ist dann wieder eine Komödienaufführung bezeugt, die Rektor Adam Sebastian Gasser (aus Colberg in Pommern, 1705 Pro-

rektor in Rastenburg, 1707 Rektor, 1709 Pfarrer in Groß-Schwansfeld. — Heinicke 74) veranstaltete. Am 19. Januar 1708 brachte er zur Nachfeier des Krönungstages auf dem Rathaus „Die betrübte und erfreuliche Geschichte von dem Fall des ersten und der Geburt des andern Adams“ zur Aufführung (Programm: Königsberger Stadtbibliothek H. B. Th. 10. 3. Nr. 32.). Das Werk setzt sich zusammen aus dem Prolog, sieben dreizehnen Akten und dem Epilog. Außerdem gehört zu ihm noch ein Interludium, dessen sieben Akte mit denen des eigentlichen Dramas abwechseln. Zu beiden Stücken zusammen gehören sechsundsiebzig Rollen, zu den ersten siebenundfünfzig, zum Zwischenspiel neunzehn. Sie werden jedoch von nur einundfünfzig Schülern dargestellt, weil auch hier wieder mehrere in zwei oder drei Rollen auftreten. Im Hauptdrama wird der Sündenfall, die Vertreibung aus dem Paradiese, die Hoffnung der Menschen auf ihre künftige Erlösung durch einen Messias und die Verkündigung und Geburt des Herrn dargestellt. Adam und Eva, mehrere Engel, die Schlange, die Barmherzigkeit, Gerechtigkeit, Allmacht und Weisheit Gottes treten in ihm auf, ferner Lamech und dessen Freund, ein Knecht, die jüdische Kirche, das menschliche Geschlecht, ein Sünder, sowie Maria und Josef, Elisabeth und Simeon, die drei Weisen aus dem Morgenlande, zwölf Propheten, acht Hirten und zahlreiche andere Nebenpersonen. Die Fabel des Zwischenspiels ist die Geschichte von dem Bauern und seinem Weibe, die der König auf die Bitte seines Sohnes aus ihrer Armut an den Hof nimmt, wo sie unter der Bedingung, daß sie eine verdeckte Schüssel nicht öffnen, herrlich und in Freuden leben, bis der Bauer auf die Bitte seiner Frau doch den Deckel aufhebt und die Maus ent schlüpfen läßt. Nun werden die beiden vom Hof ausgestoßen und verspottet. Außer dem Bauer Greger, seinem Weibe Orschul, seiner Schwester Casche, seinem Vetter Behrent, dessen Nichte Else, dem König und dem Prinzen treten auch hier eine größere Anzahl Nebenpersonen auf. Beiden Stücken gemeinsam ist der lustige Rat Nabal.

Erfordert die Aufführung dieses Stückes schon eine stattliche Anzahl Schauspieler, so fand im nächsten Jahre, am 12. Juli 1709, am Geburtstag des Königs, wieder auf dem Rathaus die Aufführung einer anderen Komödie statt, welche mehr als hundert Rollen, nämlich achtundsiebzig im Hauptstück und dreiundzwanzig im Nachspiel, hatte. Sie wurde von Christian Heinrich Gasser (Heinicke 74. — Programm: Königsberger Stadtbibliothek (H. B. Th. 10. III 40, Nr. 33), und Königsberger Staats- und Universitätsbibliothek (D. 398 W. Nr. 47), dem Bruder des vorigen, der seit 1707 Prorektor und 1709—10 Rektor in Rastenburg war, veranstaltet. Auch er half sich mit fünfzig Schülern, von denen mehrere nicht nur zwei oder drei, sondern selbst vier und fünf Rollen übernehmen mußten. Die Komödie „Der gedrückte und erquickte, verstoßene und wieder gesuchte, erniedrigte und erhöhte Josef“ (Programm: Königsberger Stadtbibliothek (H. B. Th. 10. III 40 Nr. 33), und Königsberger Staats- und Universitätsbibliothek (D. 398 W. Nr. 47. — Diese Rastenburg Komödie hat nur den Stoff mit dem Spiel „Vom gedrückten und erhöhten Joseph“ gemeinsam, das Jacob Zabler am 14. Oktober 1723 in Thorn aufführte. Vgl. Preussische Provinzialblätter 26 (1841), S. 459 ff.) zerfällt in Prolog, sieben Akte zu vier Szenen und Epilog und folgt der biblischen Erzählung. Als Nachspiel ist ihr die bekannte Posse angehängt von dem betrunkenen Bauern — hier ist es ein Litauer —, den der König findet und an seinen Hof bringen läßt, wo er wie ein Fürst behandelt wird und allerlei Unschicklichkeiten begeht, bis er abermals trunken gemacht und auf

die alte Stelle hingelegt wird. Hier finden ihn seine Kumpane wieder, denen er sein Abenteuer, das er für einen schönen Traum hält, erzählt.

Die Szenerie dieser beiden Dramen ist relativ einfach. In zahlreichen Szenen vollzieht sich ein Ortswechsel, so daß anzunehmen ist, diese Szenen haben auf einer neutralen, dekorationslosen Vorderbühne gespielt. Nur wenige Szenen sind durch Dekorationen lokalisiert. In Gassers „Adam“ zeigt sich das Paradies mit dem Baum des Lebens und der Schlange, der Himmel, ein Wäldchen, „worinnen eine Heerde nebst denen Hirten auf dem Felde dargestellt wird“, ein königlicher Palast, mit einer gedeckten Tafel und schließlich der Bethlehemische Stall mit Maria und Josef und dem Kind in der Krippe. Einen besonderen Effekt bringt die Szene der Verkündigung. Hier weissagt der Engel, der in der Luft schwebt, der Maria die Empfängnis Jesu. In dem „Josef“-Drama ist die szenische Ausstattung dürftiger. Nur der Palast des Potiphar und das Gefängnis werden hier als Schauplatz genannt, und außer einem Thron wird in der letzten Szene des Spieles Jacob, sterbend im Bette liegend, von seinen Söhnen umgeben auf der Bühne gezeigt. Im Nachspiel gehören der fürstliche Saal und die fürstliche Tafel, an welcher der Bauer sich lächerlich macht, zu den notwendigen Dekorationen. Auch diese Dramen verlangen offenbar eine Bühne, die aus einer neutralen Vorderbühne und einer durch wechselnde Dekorationen verwandelbaren Hinterbühne gebildet wird.

Auch aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts ist eine Schulaufführung in Rastenburg bezeugt. Am 16. Juni 1716 läßt Rektor Georg Heilgendorf (aus Rastenburg, 1710 Prorektor, 1716—20 Rektor), dann deutscher Diakonus, gestorben 1722. — Erleutertes Preußen 3, 686. Heinicke 75) auf dem Rathaus die Komödie „Die aufgeblasene aber gestürzte Vasthie und die niedrige, aber zu königlichen Ehren erhobene Esther“ aufführen (Programm: Königsberger Stadtbibliothek H. B. Th. 10. 3. Nr. 30). Das Stück, in dem fünfundsechzig Personen mitspielen, wird aus einem Prolog, sechs Akten zu fünf, sechs und sieben Szenen und einem Epilog gebildet. Hinter jedem Akt ist ein lustiges Nachspiel eingeschoben. In diesen Zwischenspielen will Mephistophanes, die lustige Person, seines Nachbarn Tochter heiraten und erkundigt sich bei seinem Freunde, wie er dies wohl anstellen solle. Dieser gibt ihm den Rat, sich warm anzuziehen, einen Topf voll Milch und einen Korb mit Weißbrot an einen bestimmten Ort zu stellen und einen neuen Schilling zwischen den Fingern festzuhalten, worauf die Mutter des Mädchens, die sich über die Lebensverhältnisse des Mephistophanes erkundigt, den Bescheid erhält, er sitze warm, habe etwas einzubrocken, und es fehle ihm nicht an Geld. Daraufhin kommt die Heirat zustande. Die Mutter klagt aber sehr bald, daß sie hintergangen sei, und mit der üblichen Prügelei der Beteiligten endet das Stück.

Der Verfasser nimmt keinen Anstoß daran, im Hauptspiel Mars und Vulkan an dieser alttestamentlichen Handlung teilnehmen zu lassen. Sie haben in zwei Szenen ihre Freude zu äußern, daß das jüdische Volk vernichtet werden soll. Auch die Göttin Fortuna tritt auf und unterhält sich mit einem persischen Weisen über den raschen Wechsel des menschlichen Glücks. Die szenische Ausstattung scheint, so weit das Programm Schlüsse zuläßt, ein bescheidenes Maß nicht überschritten zu haben. Neben den üblichen Tafelszenen enthält das Stück als letzte Szene, die im Tempel spielt, vor dessen Altar ein jüdischer Priester den Gottesdienst singend verrichtet. Auch hier wieder bleibt für eine beträchtliche Anzahl der Szenen der Schauplatz neutral.

Im Gegensatz zur Schule in Rastenburg kommen den Partikularen in Saalfeld und Lyck keine Bedeutung für die Theatergeschichte Ostpreußens zu. Rastenburg spielte also im Theaterwesen der Provinz neben Königsberg die größte Rolle. Allerdings muß auch Elbing noch in die Reihe der theatergeschichtlich bedeutenden Städte gestellt werden.

Die Scharfrichterei Rastenburg

nach Carl Schulz und Max Skierlo

Über die Scharfrichterei von Rastenburg, die für ein weites Gebiet in Ostpreußen von Bedeutung war, gibt es einen Bericht nach Quellen, die namentlich aus der Zeit von 1754—1800 stammen. Wie es vorher um sie bestellt war, wissen wir nicht. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts umfaßte die Scharfrichterei Rastenburg die Städte Ortelsburg, Passenheim, Rastenburg, Barten, Drengfurth, Angerburg, Arys, Bialla, Johannsburg, Lötzen, Lyck, Nikolaiken, Rhein, Sensburg und Marggrabowa, und die Ämter Rastenburg, Mensgut, Ortelsburg, Friedrichsfelde, Barten, Schmittkeim, Johannsburg, Sehesten, Lyck, Stradaunen, Popiollen, Lötzen, Polommen, Czwirken, Rhein, Angerburg, Arys, Czymochen, Drygallen und Oletzko mit den dazugehörigen Flecken, Dörfern und kleinen „Etablissements“. Die Ausübung des Scharfrichteramtes war ein Privileg, das vom König verliehen wurde.

Der Scharfrichter und seine Angehörigen sowie seine Knechte galten als unehrlich. Das Handwerk ging aus diesem Grunde immer vom Vater auf den Sohn über; waren mehrere Söhne vorhanden, so traten sie bei benachbarten Zunftgenossen als Werkmeister ein und blieben dies so lange, bis durch Todesfall eine Stelle frei wurde. Auch die Töchter heirateten nach Möglichkeit in Scharfrichterfamilien ein. So entstanden in Ostpreußen ganze Scharfrichtersippen, wie die Schottmann, die Growert und Müller, denen wir ebenso wie in Königsberg auch in Rastenburg begegnen.

Bereits um 1682/83 erfahren wir, daß der Sohn des Scharfrichters zu Rastenburg, Gottfried Grobert, sich beim Kurfürsten Friedrich Wilhelm um die Stelle in Königsberg bewirbt. In dem unmittelbaren Bewerbungsgesuch an den Kurfürsten erbietet er sich, jährlich 50 Reichstaler an die kurfürstliche Schatzkammer zu entrichten. Dieses Angebot veranlaßt dann den Befehl, „bey Bestellung dieses Dienstes auf den supplicanten zu reflectieren“, auch wird ein Bericht gefordert, ob Grobert angenommen ist, oder ob welche erheblichen Gründe gegen ihn vorliegen. Bürgermeister und Rat der Altstadt Königsberg erwiderten hierauf: „des Scharfrichters Sohn von Rastenburg (sei) für diesmal zu spät gekommen“. Trotzdem begegnen wir Martin Growert 1683 als privilegierten Scharfrichter vom Schloß und den Freiheiten in Königsberg und seinem Sohn Gottfried, der im Februar 1683 vom Kneiphof angestellt war, in diesem Amte. Allerdings ist C. Schulz der Ansicht, daß hier nicht der Growert aus Rastenburg gemeint sein kann. Allerdings stiftete Gottfried Growert, königlicher Hof-scharfrichter und Scharfrichter der drei Städte Königsberg, der Kirche zu Rastenburg eine Abendmahlskanne, was daraufhin deutet, daß enge Beziehungen zu Rastenburg bestanden haben.

Vor 1731 treffen wir in Rastenburg den Scharfrichter Lorenz Growert an, der von Elbing hierhergekommen war. Er wurde also Nachfolger seines Vaters und seines

Großvaters an diesem Ort. Am 28. November 1731 erhielt er von Friedrich Wilhelm I. seine Berufung nach Königsberg. Durch ein Subhastations-Patent des Ober-Hofjägermeisters Grafen von Schlieben vom 21. August 1733, mit dem die Scharfrichtereien zu Königsberg, Fischhausen, Wehlau, Memel und Rastenburg mit allen darin befindlichen Städten, Flecken und Dörfern öffentlich an Meistbietende gegen ein Kaufgeld und Erlegung jährlicher Praestationsgelder erb- und eigentümlich zum Verkauf ausbezogen wurden, kam die scharfrichterliche Tätigkeit Growerts in Königsberg zu einem frühen Ende. Er wechselte den Beruf und wurde Branntweinbrenner, jedoch 1744 übte er wieder seinen alten Beruf als Scharfrichter zu Rastenburg aus. Seine denkwürdigste Hinrichtung war die des Kriegs- und Domänenrates Albrecht Ernst von Schlubhut, der am 24. August 1731 vor den Fenstern des königlichen Schlosses in Königsberg den Tod am Galgen erlitt. Der König Friedrich Wilhelm I. hatte ihm die Unterschlagung von 10 000 Talern vorgeworfen, die zur Unterstützung der Salzburger bestimmt waren.

Nachdem der Nach- und Scharfrichter Lorenz Growert zu Rastenburg gestorben und seine Habe „wegen vieler Schulden“ subhastiert worden war, wurde durch einen Lebensbrief vom 12. September 1784 das Privileg dem Scharfrichter Johann George Hennig erblich verliehen. Neben der Scharfrichterei hatte er die Abdeckereien unter sich, von denen in der Urkunde die „Meistereien“ Ortelsburg, Nikolayken, Johannsburg, Sensburg, Lyck, Schippenbeil, Angerburg, Wolfshagen, Rhein, Lötzen, Polommen und Schlaga genannt worden, deren „Emolumente er zu genießen befugt sein“ sollte. Dafür wurde ihm aufgegeben, „daß er sich allemal auf solche Art und Weise, wie es sich gebühret, verhalten und seinem getanen Eide und Pflichten ein schuldiges Genüge leistet, auch in seinen Verrichtungen niemand übersetze, damit keine Beschwerden geführt werden mögen“.

Wir erfahren beiläufig aus dieser Urkunde, daß damals, wie so oft in unsern Grenzbezirken, ein großes Viehsterben geherrscht hatte, so daß die Abdeckereien eine zeitlang stillgelegt werden mußten, um durch den Transport der Tierkadaver die Seuche nicht zu verschleppen.

Sonst mußte jedes „abgestandene Vieh ordnungsmäßig angesagt“ und vom Abdecker binnen 24 Stunden abgeholt werden. Der Ansager erhielt ein Meilengeld oder ein Trinkgeld, das sofort gezahlt werden mußte. Der Kadaver gehörte dem Abdecker und mußte von dem Besitzer des Viehs so aufbewahrt werden, daß er von Hunden und wilden Tieren nicht angefressen werden konnte.

Daneben war der Abdecker verpflichtet, auf Anforderung der Forstverwaltung die Wolfsgärten und Luderplätze mit Luder zu versehen. Auch „konnte der Scharfrichter sich nicht entbrechen, wenn wir ihm einige wenige von unsern Pürschhunden entweder in die Kur oder zur Auffütterung geben lassen, solches unentgeltlich zu tun“.

Andererseits hatte der Abdecker das Recht, wenn er Luder auf die Plätze fuhr, sich ein Fuder Lager-Brennholz aus dem Walde mitzunehmen.

Daß auch damals die Titelfrage schon eine Rolle spielte, ergibt sich daraus, daß ihm, der noch vielfach „Büttel“ genannt wurde, ein für alle Mal das Prädikat eines „Nach- und Scharfrichters“ beigelegt wurde.

Für das Privileg hatte er 50 RM jährlich, erstmalig Reminiscere 1755 an die Forstkasse zu zahlen.

Im Jahre 1776 ist Johann George Hennig schon gestorben und Johann Conradt Staff durch einen Lehnbrief vom 26. 1. 1791 das Privileg übereignet worden. Auch er ist nicht lange im Amt gewesen; nachdem er 1798 gestorben war, finden wir ein Attest vom Jahre 1802, nach dem die Witwe Staff die angelegenen Abdeckereien, darunter die in Johannsburg, an den Scharfrichter Fuchs in Erbschaft abgegeben hat.

Es wird darin bescheinigt, daß die Abdeckereien Carben bei Sensburg, Oletzko, Grünheide, Amt Polommen, Klein-Barannen Amts Lyck, Nikolaiken, Johannsburg, Lötzen, Stobbenort, Amts Popiollen, Rhein, Angerburg, Bialla, Gorzekallen bei Arys, zu der Rastenburg'schen Scharfrichterei gehören.

Bau- und Kunstdenkmäler

nach verschiedenen Quellen

Gemäß seiner ordenszeitlichen Vergangenheit ist der Kreis Rastenburg reich an Bau- und Kunstdenkmälern. Außer den Ordenswehrbauten gibt es eine Anzahl sakraler Bauten, worunter die Wallfahrtskirche Heiligelinde eine übergeordnete Position einnimmt, deren Bedeutung weit über den Rahmen des Kreisgebietes hinausreicht. Auch unter den Gutshäusern gibt es eine Reihe stilistisch bedeutender Bauten. Schließlich gehören zu den Bau- und Kunstdenkmälern auch die Denkmäler, die aus den verschiedensten Anlässen errichtet worden sind. Im folgenden gehen wir die Orte in alphabetischer Reihenfolge durch:

1. *Baeslack*. Ordenszeitliches Wildhaus, später zur ev. Pfarrkirche umgebaut. Die evangelische Kirche zu Baeslack war früher ein Wildhaus des Deutschen Ordens an der Grenze seines bewohnten Gebietes nach Litauen hin. Einige Schanzenreste im Pötschendorfer Walde bezeichnen noch jetzt die damalige Grenze hier. Das Haus ist samt der umgebenden Mauer sehr gut erhalten und stammt in seinem steinernen Ausbau wahrscheinlich aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Auf einem nur von N her zugänglichen Hügel, während die übrigen Seiten früher von Sumpf umgeben waren, liegt es nach NW zu. Es ist im Äußeren ungefähr 25 m lang, 12 m breit und war anscheinend drei Stockwerke hoch, wovon sich der Wehrgang im obersten Stockwerke — Schießluken im Stichbogen geschlossen — noch erhalten hat. Anscheinend sind die Räume nur mit Holz abgedeckt gewesen. Der einzige Eingang führte von W her in die Schmalseite des Gebäudes.

An seiner SW-Seite schließt sich ein befestigter Hofraum an. Die denselben umgebenden Mauern sind etwa noch 2 m hoch. Auf ihnen stand aller Wahrscheinlichkeit nach mit ihren Außenkanten bündig eine Zinnenmauer aus Ziegeln, die im Innern den verteidigenden Schützen Raum gewährte. An der nach W und S gerichteten Mauer ist beiderseits ein Türmchen zur Bestreichung der Mauerlinien angelegt; ob im N und O zwei ebensolche angelegt waren, ist nicht mehr zu erkennen. Je in ihrer ungefähren Mitte ist noch ein kleiner, nach der Hofseite zu offener Ausbau zum gleichen Zwecke angelegt, ein sog. Wighaus.

Im Jahre 1583 wurde dieses Wildhaus zur evangelischen Pfarrkirche eingerichtet. Patron der König. Zur katholischen Zeit bestand schon eine Kirche in Baeslack, die

zum Erzpriestertum Rößel gehörte. Die Kirche ist im Jahre 1884 vollständig neu ausgebaut worden. Turm 1726—1730 aufgeführt. Die im NO angebaute Sakristei in Kreuzverband. Hölzernes Tonnengewölbe. — Unter den Altargeräten ist eine Kelchdecke bemerkenswert, die Maria mit dem Kinde und vier Engel in Handstickerei darstellt, mit den Buchstaben: MP ThY (Μήτηρ θεοῦ), also wahrscheinlich aus der griechischen (russischen) Kirche stammt. — Eine silber-vergoldete runde Oblatenschachtel von 1687, Geschenk eines Herrn von der Groeben, mit vier gravierten Darstellungen aus der heiligen Geschichte. Zwei Altarleuchter von 1793 mit dem Labarum, von Zinn, neuerdings versilbert. — In die Mauer ist 1583 ein zweites Tor gebrochen worden, wie eine an der Außenseite eingemauerte Inschrift besagt.

2. *Barten*. Burg Barten. Die Burg Barten liegt etwa 800 m S der Stadt und ist durch den Mühlenteich von ihr geschieden, so daß die Kirche der Stadt sehr wohl als Fliehburg dienen konnte. Zwischen beiden ist ein unterirdischer Gang vorhanden, der unter dem Mühlenteich hingeht. Zeuge der Pfarrer Hüber in Groß-Wolfsdorf, ein geborener Bartener, der uns erzählte, in seiner Jugend des öfteren darin gewesen zu sein. Die Burg ist dem Canonicus Sambiensis zufolge 1325 erbaut worden. Hennenberger gibt dafür erst 1365 an, aber 1359 hatte die Stadt Barten bereits ein Wappen. Die Burg nebst Vorburg, war ein Waffenplatz ziemlich großen Ranges. Im Äußeren ziemlich erhalten, ist sie im Inneren gänzlich umgestaltet. Der Ostflügel war von zwei starken Rundtürmen flankiert und hat nach N und S gute, wiederhergestellte Staffelfiebel. Nach O zu liegt das Eingangstor. Neben ihm nach N hin die Pfortnerstube. Wie in Lochstedt und Reden scheint er im Hauptgeschoße im S den Remter, im N die Kapelle besessen zu haben, die noch aus dem Achteck schließt, jetzt „Saal“. Daran stößt der runde Turm, der wahrscheinlich wie in Reden zur Sakristei eingerichtet war. Zwischen beiden liegt eine starke Mauer, die die Treppe zum Ehrgang einschließt, dessen Schießlöcher jetzt vermauert sind. Unter dem Remter ist im Erdgeschoß die Küche angeordnet, in der die kreisrunde mächtige Kesseleinmauerung noch erkennbar ist. Darunter die in der Länge durch Backsteinpfeiler getrennten Kelleranlagen, genau so wie in der Marienburg: Kreuzgewölbe auf längs liegenden Ziegeln statt der Rippen. — Im Westflügel stößt an den N-Flügel das „Adlerzimmer“, wahrscheinlich der Kapitelsaal. Er hat noch einen ziemlich gut erhaltenen Staffelfiebel mit bündigen Pfeilerchen. Der Parcham ist jetzt Garten, darin die Gräben noch gut zu erkennen sind. Die Burg wurde von einem Pfleger verwaltet; der erste vorkommende wird 1361 genannt. Heinrich von Miltitz, der deutsche Dichter, war hier in den Jahren 1533 und 1536 Amtshauptmann. Die Vorburg lag im S der Burg, zuletzt Vorwerk. Die Stadt Barten, die viertkleinste Ostpreußens, soll nach Toeppen früher den Namen Bartenburg geführt haben.

Mittelalterliche Befestigung. Die Stadt soll vom Hochmeister Winrich von Kniprode 1377 befestigt worden sein, doch ist keine Spur mehr davon zu sehen.

Die zuletzt evangelische Pfarrkirche, königlichen Patronats, gehörte in katholischer Zeit zum Erzpriestertum Schippenbeil. Sie besteht aus dem 1804 aus Feldsteinen mit Ziegeln gemischt aufgeführten Turm und dem Langhaus ohne Chor aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Bis zur Sohlbank Feldsteine, dann Ziegel im gotischen Verband. Gleichzeitige Strebpfeiler; Vorhalle und Sakristei im N, beide mit Staffelfiebeln. Kleine Vorhalle im S. Der im Barockstil durchgeführte Ostgiebel hatte ur-

sprünglich sieben auf- und absteigende Staffeln. Die gotischen Fenster außen und innen mit einem Dreiviertelrundstab profiliert. — Im Innern hat das Langhaus 31,4 zu 13 m, gleich $7\frac{1}{2}$ zu 3 culmischen Ruten. Ursprünglich waren wohl fünf Gewölbejoche in der Kirche, die jetzt nur flache Bretterdecke hat. Sakristei mit Tonnengewölbe, Vorhalle mit neuem gerippten Kreuzgewölbe. Die Ausstattung der Kirche ist nicht bemerkenswert. Der Altar mit dem von Rautterschen Wappen, die Kanzel mit dem von Wallenrodtschen sind mäßiges Schnitzwerk aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Beichtstuhl von 1734. Altarleuchter von 1677 von einem von Königseck geschenkt. Ein Kronleuchter von Messing mit der Inschrift: Ich Gerge Prasch Scholz zv Savs. geriken (Sausgörken) habe voreret dise kron an die Kirch nach Barten zvm Gedechnis Anno 1625. — Zwei andere von Messing mit den Jahreszahlen 1699 und renov. 1751, beide mit Doppeladler. Hübsches Türschloß. Unter den Glocken ist eine von Freudenberg. Unter den Grabsteinen: Thomas Gordon aus Aberdeen † 1637.

3. *Drengfurth*. Die jetzt evangelische Pfarrkirche, die aus dem 15. Jhdt. stammt, zu dem Erzpriestertum Schippenbeil gehörte und deren Patron teils der König, teils der Magistrat ist, hat von den Tataren sehr gelitten. Damals stürzten die Gewölbe ein und wurden durch eine flache Bretterdecke ersetzt und der Turm wurde teilweise abgetragen. Im Äußern ist sie ein gefugter Ziegelbau im gotischen Verbands ohne Chor mit spitzbogigen Fenstern und desgleichen gekuppelten Blendern mit davorgebauten Strebeböckeln, die besonders am Turm sehr stark sind. Im Jahre 1824 ist die Kirche ausgebaut worden. An der südlichen Eingangsseite ein Weihwasserbecken. Im Innern hat der bis zu 7 m aus Feldsteinen gebaute Turm noch sein Kreuzgewölbe aus birnstabförmigen Rippen und in seiner S- und W-Wand geht eine backsteinerne Treppe nach oben. Gesamthöhe 31,38 m. Das Langhaus hat im Lichten 30,3 m zu 11,77 m = $7\frac{1}{3}$ zu $2\frac{3}{4}$ culm. Ruten. Die im N angebaute Sakristei, sowie die südliche Vorhalle hat ihre Kreuzgewölbe bewahrt. Zehn sehr ursprünglich aussehende, roh zugehauene Holzpfeiler tragen die Bretterdecke des Langhauses. Altar ohne großen Wert, von Bildhauer Biereichel aus Rössel 1824 geschnitzt. — Zwei zinnerne Altarleuchter, Geschenk von Adam Borchers 1697. Zwei desgleichen, Geschenk von George Ludwig Koeslinck 1733. — Taufschüssel, achteckig, aus Messing, Geschenk von Johann Bilav 1664. — An Gemälden ist zu nennen: Die Dreieinigkeit von Christian Müller 1678. — In Drengfurth soll früher eine polnische Kirche gewesen sein (?). —

Das Rathaus ist ein Bau aus dem Jahre 1774 mit hübscher welscher Haube. An seiner Südseite das kurfürstliche Wappen: V. G. G. Johan Sigismund M. V. C. F. Z. Brandeb. P. Z. I. C. B. V. Herzog.

4. *Freudenberg*. Die Pfarrkirche zu Freudenberg, Freudenburgk. Anfangs des 16. Jahrhunderts, ging um das Jahr 1500 ein; von ihr steht ein Weihwasserstein aus rotem Granit vor dem Schulhause in Freudenberg.

5. *Lamgarben*. Die zuletzt evangelische Pfarrkirche, unter Privatpatronat, liegt auf einem kleinen Hügel, war in katholischer Zeit der H. Katharina geweiht und gehörte zum Erzpriestertum Rössel. Der Turm wurde 1818 von einem Orkan auf das aus dem Achteck geschlossene Langhaus geworfen, in das in neuerer Zeit romanische Fenster mit einer plumpen Mittelsäule aus Zement eingesetzt sind. Im Inneren flache

Holzdecke. Lichte Länge des Langhauses 24 m, lichte Breite 12,96 m = 3 culm. Ruten. Auf dem Boden 1892 noch Überreste des vorreformatorischen Altars.

6. *Langheim*. Die zuletzt evangelische Pfarrkirche, unter Privatpatronat, stammt aus der Ordenzeit und gehörte zum Erzpriestertum Rössel. Sie ist aus Feldsteinen gebaut. Der im W gelegene hohe Turm ist im Erdgeschoß aus Feldsteinen, in den drei oberen Geschossen mit je vier spitzbogigen Blendern aus Ziegeln errichtet. Das Satteldach des Turmes ist parallel dem Langhausdach und hat zwei Staffelgiebel, die nach dem Orkan im Jahre 1818 wiederhergestellt wurden. Der Ostgiebel mit sieben schönen auf- und absteigenden Staffeln mit übereckgestellten Pfeilerchen. Gleichzeitige diagonale Strebeböckel an den Ecken. Im S die Vorhalle, im N die Sakristei und das danebenliegende Gruftgewölbe, moderne Anbauten. Im Innern des Turmes führt rechts die backsteinerne Treppe nach oben. Das Langhaus hat 18,3:9,5 m lichte Maße. Trapezförmige Holzdecke. — Die Mensa des Altares von überputzten Ziegeln. Altaraufsatz von 1682, aufgefrischt 1864. In der Predella ein Ölgemälde, das Abendmahl. Hauptbild Christus am Kreuz, Ölbild, zwischen je einer ornamentierten korinthisierenden Säule mit darüberliegendem Gebälk. Hieran zwei Wappen der Stifter. Darüber ein gleiches, etwas kleineres Stockwerk, worin die Himmelfahrt in Öl gemalt ist. Daneben stehen links Petrus, rechts Paulus in Holzschnitzerei. Rankenwerk im Stile des Ausgangs des 17. Jhdts. Das ganze krönt, anscheinend noch im Stile der Spätgotik, eine Gruppe von drei weiblichen Heiligen: in der Mitte Maria, links eine Heilige mit dem Lamm (Agnes?), rechts eine, die ihre Attribute verloren hat. — Kanzel, „von der Zuhörer Freygebigkeit gezieret Anno 1687“, erneuert 1864, an den Ecken mit toskanischen Säulchen. Darin geschnitzte Rundbögen auf Pilastern. Die vier Evangelisten in mittelmäßiger Ölmalerei in denselben. Der hl. Lukas wahrscheinlich ein Porträt. Die Kanzeltreppe mit Petrus, Paulus und der Himmelsleiter in Ölmalerei. Schalldeckel mit einem spätgotischen Kruzifix. — Barockes sechseckiges Taufgestell aus Holz mit Masken, Fratzen usw. — Vier Liederverstärker mit dem von Groeben'schen Wappen; 17. Jahrhundert. — Schönes schmiedeeisernes Gitter, jetzt links im Langhause; 17. Jhdt. — Orgelempore von 1686 mit nicht schlechten Ölgemälden der Propheten. — Stuhl rechts vom Altar von 1633 mit schöner Schnitzerei. Darüber die herrschaftliche Empore von 1633 mit den sieben Tugenden in Holz geschnitzt. — Vier große Grabsteine vor dem Altare: Hans Truchseß von Wetzhausen, † 1608. — Catharina Truchseß von Wetzhausen geb. von Merklischenrode, † 1584. — Wilhelm Truchseß von Wetzhausen, † 1585. — Anna Dorothea geb. Schenkin von Tautenburg, † 1624. —

Das Dorf Langheim, zwischen den beiden Landschaften Barten und Natangen, erhielt seine Handfeste vom Hochmeister Winrich von Kniprode 1367 für Hans Straupe als Lokator. Das Schloß ist anstelle eines alten auffälligen 1805 erbaut worden. Farbige Darstellung des Schlosses in Duncker, Die ländl. Wohnsitze usw. Berlin 1869.

7. *Leunenburg*. Die Burg Leunenburg wurde 1326 von Friedrich von Altenburg, damals noch Komtur zu Balga, gegründet und von Waldmeistern des Deutschen Ordens bis 1468 bewohnt. Im letztgenannten Jahre ging sie in den Besitz Albrechts Vogt von Ammerthal, eines Ritters aus Schwaben, über, dessen einzige Tochter Anna

1490 Botho Ritter zu Eulenburg heiratete. Durch diese Heirat sind die zu Eulenburg auf dem dicht daneben gelegenen Prassen noch heute Kirchenpatrone von L. 1628 wurde im Schwedenkriege die Burg zerstört. Sie lag hart an der Zaine, kurz vor ihrer Mündung in die Guber. Berg und der von der Zaine durch eine Stauanlage zu speisende Graben sind noch erkennbar. An einzelnen Stellen sehen Mauertrümmer, Feldsteine und Ziegel hervor. Auf dem Burgplatze, nördlich von Leunenburg, ist noch ein Keller zu erkennen. Unter dem Schutze der Burg lag die Mühle. — Das jetzige Dorf Leunenburg war von 1437 bis 1450 eine Lischke. Im Jahre 1450 wird es Stadt genannt: „Die gemeyne der stadt Lewnenburg“. Der Ort erinnert überall an eine einstige größere Bedeutung. Auf allen Straßen, weit vom Dorfe hinaus, trifft man Steinpflaster. Oberteich war wohl eine Vorstadt des Städtchens. Die Sage erzählt von sieben Gotteshäusern, die in Leunenburg gestanden haben sollen. Infolge großer Brände 1580, 1586 und 1593 wurde Leunenburg zum Dorf. Hübsche Laubenhäuser am Markt.

Eine mittelalterliche Befestigung ist außer an der Burg niemals vorhanden gewesen.

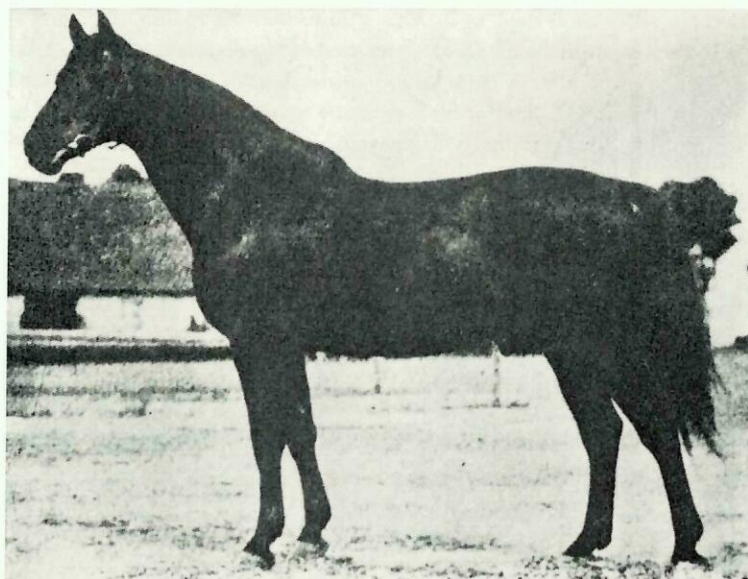
Die zuletzt evangelische Pfarrkirche, unter Patronat des Grafen zu Eulenburg-Prassen, ist unter dem Hochmeister Werner von Orseln (1326—28) erbaut und gehörte zur katholischen Zeit zum Erzpriestertum Schippenbeil. Brand im Turm 1591. Gründliche Wiederherstellung der Kirche unter eigener, liebevoller Leitung des Pfarrers Simon Gemmel 1839—42. — Äußeres: Turm, Langhaus und Chor zusammen 45 m lang. Der Turm, 32 m hoch, erhebt sich in drei durch spitzbogige, gekuppelte Blenden belebten Stockwerken. Sein senkrecht zum Langhaus stehendes Dach hat zu beiden Seiten hübsche Staffelgiebel, auf deren Pfeilerchen noch vereinzelt Krabben erhalten sind. Im übrigen ist er 1591 im Barockstil umgebaut. Turm, Langhaus und die gleichzeitigen Strebepfeiler bestehen zunächst aus Feldsteinen, dann folgt im N eine Rollschicht Ziegel, die auch durch die Strebepfeiler hindurchgeht. Dann Ziegel im gotischen Verbande. Der später angebaute, aus dem Achteck geschlossene Chor besteht samt seinen Strebepfeilern nur aus Ziegeln. Im S des Langhauses eine gleichzeitige Vorhalle mit profiliertem, spitzbogigem Eingange und Staffelgiebel; im NO des Chors die Sakristei, gleichfalls mit Staffelgiebel; ihr gegenüber ein Grabgewölbe aus jüngster Zeit. Langhaus und Chor leider 1844 abgeputzt. Eigentümlich wirkt der Westeingang des Turmes: Zuerst eine profilierte, spitzbogige Eingangsöffnung, dann eine ringsherumlaufende Nische, wie zum Herablassen eines Fallgatters. — Das Innere des Turmes sollte im Erdgeschoß ein Kreuzgewölbe werden, ist aber nicht ausgeführt worden. Das Langhaus ist im Lichten 21,60 m = 5 culm. Ruten lang, bei 9,2 m Breite. Der später durchbrochene Triumphbogen nebst Chor im Lichten 14,40 m = 3 1/3 culm. Ruten, bei 7,20 m = 1 3/4 culm. Ruten Breite. — Die backsteinerne Turmtreppe geht noch vom Langhaus in der S-Turmwand in die Höhe. — Das Langhaus war ursprünglich mit vier Jochen wahrscheinlich sechszehnteiliger Sterngewölbe überdacht. Bei der Erneuerung sind sie unter des Pfarrers Gemmel Leitung in gotisierender Weise, freilich mit allerhand ungehörigen Zutaten, in vier Jochen sechszehnteiliger Sterngewölbe aus Holz überspannt, deren birnstabförmig geschnittene Rippen auf hübschen, in Holz ausgeführten Maskenkonsolen ruhen. — Nach dem spitzbogigen, profilierten Triumphbogen folgt der Chor, der durch zwei alte Joche sechszehnteiligen Sterngewölbes, mit birnstabförmigen Rippen auf Konsolen aufsetzend, und drei aus je drei Dreieckskappen gebildeten Gewölben über den Achtecksseiten überspannt ist.



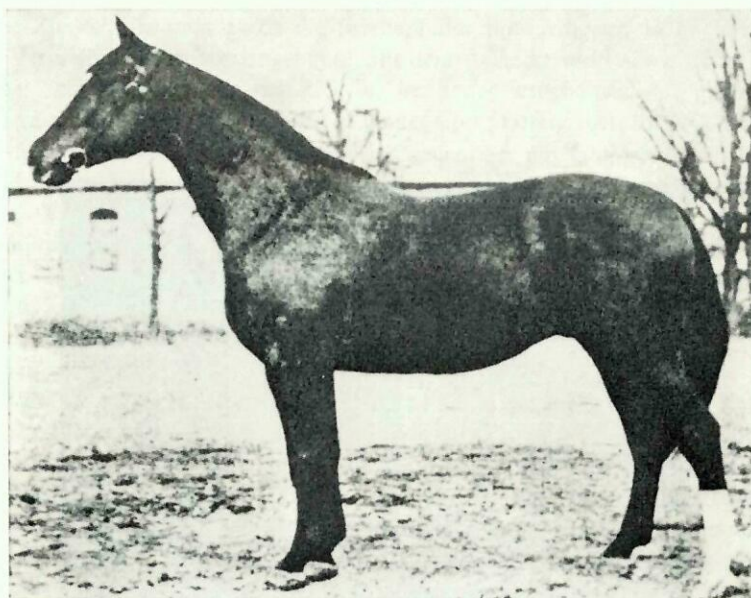
Wehlack, Gutsbaus von der Gartenseite.



Wossau um 1800.



„Nordwest“ ldb. Rastenburg, eines der erfolgreichsten Vattertiere, das durch die Söhne Sensenklang und Südwest, den Typ der Juditter Zucht und des dortigen Bezirks maßgeblich beeinflusste.



„Alba“ Fuchshengst, geb. Gaweiten 1920 v. Alaskafuchs a. d. Loni von Lehdorff ldb. Rastenburg Az. Frhr. von Schrötter-Wohnsdorff.

— Die Vorhalle im S hat ein achteiliges Sternengewölbe, die Sakristei im N ist mit einem Tonnengewölbe gedeckt. — Auch die Innenseite des Gebäudes ist ganz überputzt. — Der Altar und die Kanzel sind vereinigt, ein Werk aus dem Jahre 1824 des Bildhauers Biereichel unter Gemmels Leitung. Die Architektur — je vier korinthische Säulen mit dem üblichen Gebälk und ein Aufsatz darauf, alles aus Holz — ist, dem vorgeschrittenen Empirestil entsprechend, gut zu nennen. Mäßige Holzschnitzerei ist die das Gebälk bekrönende Hoffnung und der Glaube, zwischen denen der auferstandene Christus steht. Ebenso der auf dem Altar stehende Kruzifix. An dem Antependium ein konventioneller Christuskopf, von Gemmel gemalt. — Der Taufstein aus Marmor, im Stile des vorigen Jahrhunderts, stand bis 1828 in der abgebrochenen Altstädtischen Kirche zu Königsberg. Große Messingschale: „Im Jar 1580 Beternel seine eliche Havsfrav die Knorsche“ in lateinischen Majuskeln. — Eine silberne Taufschüssel von 1695. — Orgel von Adam Gottlob Casparini 1745 erbaut, mit Ornamenten im genre rocaille und heraldisch rechts befindlichen zu Eulenburgschem, links von Tettauschem Wappen. — Drei Liederverstafeln in reichem genre rocaille, gestiftet 1754 vom Tribunalsrat Christ. Heinr. Baron zu Eulenburg. — Zwei messingne Kronleuchter zu je acht Lichten, mit dem sich die Brust aufbeißenden Pelikan; 17. Jahrhundert. Ein zweiarmiger Messingleuchter auf der Kanzel; 17. Jahrhundert. — An Gestühl ist aus dem 17. Jahrhundert ein Stuhl im Chore rechts mit toskanischen Säulchen mit nachgeahmtem Eisenbeschlag und darüber die Patronatsempore mit den neuen der Eulenburgschen Familie angehörigen Wappen. — Die sonstigen Chor- und Langhausstühle sind im genre empire schön geschnitzt. — Ein gutes Gemälde Sr. Excellenz des Obermarschalls Gottfried Baron zu Eulenburg, † 1742. Auf Kupfer gemaltes Kniestück. — Unter den Glocken ist eine von 1593. — Grabstein im Chor links von bläulich grauem Marmor der W. C. A. Gräfin zu Eulenburg-Prassen, geb. von Klüchzner, † 1811. Über demselben hängt ein schwarzer Marmorstein ihres Gemahls († 1865) mit dessen sämtlichen Orden. — Zwei Helme mit Brustharnischen rechts im Chor, angeblich des Ritters Albrecht Vogt von Ammerthal und dessen Schwiegersohnes Botho zu Eulenburg-Prassen.

8. Heiligelinde, berühmter Wallfahrtsort der katholischen Kirche, 12 km WSW von Rastenburg. Der Subregens Dr. Kolberg hat in der Zeitschrift f. d. Gesch. u. Altertumskunde Ermlands III, S. 28—138, 435—520 und V, S. 131—226 die sehr ausführliche Geschichte der Heiligen Linde geschrieben. Er glaubt, daß die Schlacht gegen die Litauer im Jahre 1311, in der Witowt vom Großkomtur Heinrich von Plotzk geschlagen wurde, nicht, wie sonst angenommen wurde, bei Woplauken, sondern bei H. L. stattgefunden habe. Er weist ferner nach, daß der Ort, worauf die Wallfahrtskirche steht, der Plozische Acker geheißen habe, eine Erinnerung an H. v. Plotzk. — Der Grundstein zur jetzigen Wallfahrtskirche wurde am 1. November 1687 zu Ehren des Hl. Michael, Ignatius und Franciscus Xaverius, der beiden Stifter und Patrone des Jesuitenordens, gelegt. Als Baumeister war der Maurermeister Georg Ertly aus Wilna 1688 bis 1704 unter dem Superior Pater Barthol. Sebastian Möller, † 1702, tätig. In Heiligelinde wurde ein Ziegelofen erbaut, wozu der Lehm aus dem nahen Pötschendorf bezogen wurde.

Die Kirche ist im reinsten nachberninischen Barockstil ausgeführt worden. Ihre Fassade ist von außerordentlicher Wirkung; alles übrige von untergeordneter Bedeu-

tung. Inmitten herrlichen Waldbestandes, macht sie auf den Ankommenden einen fast zauberhaften Eindruck. Sie besteht aus zwei Stockwerken: das Erdgeschoß im ionischen und das erste Stockwerk im römisch-kompositen Stil gehalten. Die beiden quadratischen Türme haben noch ein Stockwerk mit korinthischen Pilastern; hierauf folgt eine schöne, offene, schmiedeeiserne Galerie. Die im Jahre 1694 ausgebauten Türme setzten sich zunächst durch blechbeschlagene Würfel fort und haben darauf erst im Jahre 1725 welsche Hauben bekommen, die sehr geschickt aus dem Quadrate in das Achteck überlenken. Es folgen beiderseits acht im Rundbogen geschlossene Pilaster, die mit Weltkugeln gekrönt sind und zwischen denen man abermals einen freien, durch eine Galerie umschlossenen Umgang hat. Darauf je eine achteckige welsche Haube mit Spitze, Turmknopf, Wetterfahne von 1729 und Kreuz.

Über dem Hauptportale erhebt sich im ersten Stockwerk eine von einem Korbogen geschlossene Nische, darin steht zwischen zwei Rundbogenfenstern eine steinerne Linde mit der Bildsäule der H. Jungfrau von 1728. Das Ziegeldach der Kirche wird in der Fassade durch eine im Halbrund geschlossene Pilasterstellung verdeckt, die durch zwei seitliche große Voluten auf das Gesims aufsetzt und in der zwischen den Pilastern der in Feuer vergoldete Namenszug der Maria, darüber im Rundbogen derjenige Christi sich befindet. Ein vergoldetes Kreuz krönt den Mittelbau.

An den beiden Pfeilern, die die Treppe zum Hauptportal einschließen, finden sich auf den Bau bezügliche, schwülstige, chronogrammatistische Inschriften eingegraben: links: Linda Virginea.

In den Bogennischen der beiden Türme befinden sich die lebensgroßen Sandstein-Statuen der Heiligen Aloysius, Stanislaus Kostka, Franciscus Xaverius, Ignatius, Petrus und Paulus. Anfang des 18. Jh.

Die Seitenfassaden und die Ostfront sind um vieles einfacher gehalten. Die beiden Seitenschiffe haben Stichbogenfenster mit Lisenen dazwischen; darüber Ochsenaugen, die zur Beleuchtung der Empore dienen. Das Schieferdach leitet zum erhöhten Mittelschiff über, das wiederum Stichbogenfenster hat. — Das Innere der Wallfahrtskirche hat vier Joche Langhaus (nebst den beiden Seitenschiffen) und zwei Joche Hohen Chor, sämtlich im Tonnengewölbe mit dazwischenliegenden breiten Gurten geschlossen; die Stichbogenfenster senden ihr Licht durch Ohren herein. Das Mittelschiff hat hohe kannelierte Pilaster mit vergoldeten, korinthischen Kapitellen. Im Erdgeschoß Rundbögen auf an die Pilaster angebauten, halbhohen Pilastern. Es folgt, immer noch zwischen den Pilastern, die nach dem Mittelschiff gleichfalls durch Halbkreisbögen geöffnete Empore mit übereckstehenden, reich vergoldeten Balustern. Sie ist mit Kreuzgewölben geschlossen und empfängt ihr Licht durch die schon erwähnten Ochsenaugen. Über den korinthischen Pilastern lastet der zweiteilige Architrav, der Fries und das weitausladende, über jedem Pilaster gekröpfte Gesims. Darüber setzt das Tonnengewölbe an. — Die Seitenschiffe sind mit einem dem Hauptschiffe entsprechenden Tonnengewölbe versehen. Die Orgelempore steht auf zwei prächtig geschnitten korinthischen Säulen.

Die ganze Kirche, auch die beiden Sakristeien, sind in den Jahren 1722—1724 vom Maler Matthias Meyer aus Heilsberg ausgemalt. Die Malerei ist in diskreten Farben gehalten, doch eben nicht schön; teilweise ist sie auch schon sehr verblaßt. Die einzelnen Szenen hat Kolberg beschrieben.

Altäre. Die Kirche besitzt neun Altäre. 1. Der Hochaltar (Mensa von Stein) hat einen gewaltigen, nicht unschönen Aufbau, der im Jahre 1714, wahrscheinlich von Chr. Peuker in Königsberg, aufgestellt wurde. Auf der Mensa steht das 1719 durch Peuker gefertigte, vom Goldarbeiter Samuel Grew in Königsberg reich verzierte Tabernakel (das h. Abendmahl, die Speisung der beiden Jünger in Emmaus; Laubwerk in getriebenem Silber). In dem barocken Aufbau befindet sich das große Marienbild, 1640 vom belgischen Maler Barthol. Pens gemalt, das in der alten Kapelle schon vorhanden war. Leider sind von dem nicht schlechten Bilde nur die Köpfe von Maria und dem Christkinde sichtbar, indem das ganze Bild vom Goldarbeiter Grew 1719 mit aus den Votivtafeln gewonnenem Silber nach byzantinischer Weise verkleidet wurde. Neben diesem Bilde stehen in mäßiger Holzschnitzerei links Johannes Baptista, rechts König David usw. Über dem großen Altarbilde befindet sich im ersten Stockwerke ein Ölgemälde der H. Maria mit anderen Heiligen. Darüber im zweiten Stockwerk ein Ölgemälde, die Himmelaufnahme der H. Maria darstellend. In allen Stockwerken eine reiche Architektur. Die niedrige Umfriedigung des Hochaltars mit Balustern scheint denen auf der Empore nachgebildet zu sein.

Links vom Hochaltar befindet sich im Seitenschiff der Altar des H. Ignatius mit dessen schon aus der Kapelle herstammendem Bilde und den Reliquien des H. Symphorianus; bei Peuker 1702 bestellt.

Rechts vom Hochaltar im Seitenschiffe der Altar des Hl. Franziscus Xaverius mit den Reliquien der Hl. Liberata, von Peuker Anfang des vorigen Jhdts. hergestellt, und mit einem aus der Kapelle stammenden Bild des Xaverius.

Links am nächsten Pfeiler nach dem Hochaltar ein Altar der schmerzhaften Mutter Gottes mit schönem, wirkungsvollem Gemälde der Mutter Christi von Martin Almonti aus Wien, 1701 und 1702 gemalt. Der Altar selbst wurde vom Bildhauer Joh. Döbel 1697 aufgestellt.

Auf der rechten Seite befindet sich diesem Altare gegenüber ein Altar des sterbenden Heilandes (Kreuzaltar). Das Bild des Kruzifixes ist wahrscheinlich noch aus der Kapelle und von hoher Schönheit. Der Altar wurde 1699 von Joh. Döbel geschnitzt.

Am nächsten Pfeiler links ist der H. Josephsaltar mit einer Darstellung des H. Joseph von geringem Kunstwert. Der Altar von Joh. Döbel 1697 geschnitzt.

Rechts von diesem der St. Annaaltar mit einem hübschen Gemälde der H. Anna und der von ihr unterwiesenen Jungfrau Maria, vielleicht noch aus der Kapelle herührend.

An dem Mittelpfeiler links der Altar des H. Stanislaus, 1708 von Peuker aufgestellt, mit schlechtem Gemälde versehen und mit den Reliquien des Apostels Andreas und anderer Heiliger ausgestattet.

Ihm gegenüber der St. Michaelsaltar, anfangs des vorigen Jahrhunderts von Peuker aus Bitterholz gearbeitet und mit Silber überzogen. Über ihm befindet sich ein mittelmäßiges Gemälde des H. Michael. (Die älteren Altäre der Heiligen Ignatius und Franziscus Xaverius sind 1700 nach Pultawa verkauft).

Alle Altäre haben einen Aufbau von Säulen und Gebälk im Barockstil, sind altaria portalia und besitzen nur einen kleinen Altarstein. Sämtliche Altäre haben Schranken von gut geschnitztem Rankenwerk, bisweilen auch korinthischen Säulchen.

An Altargeräten wären zu erwähnen ein goldener Kelch, 1728 von einem Goldschmied aus Allenstein gemacht. Eine silberne Monstranz, die Heilige Linde darstellend, vom Goldarbeiter Samuel Grew in Königsberg gefertigt ungefähr um das Jahr 1720. Eine goldene Monstranz mit vielen Edelsteinen ausgeschmückt, von einem Goldschmied aus Allenstein 1732 gefertigt.

Die große aus Holz geschnitzte Linde, darauf die vom Pater Marquard 1652 geschenkte Marienstatuette steht, ist 1728 an dem letzten Pfeiler links, dem Triumphbogen zu, aufgestellt. In der ersten Kapelle stand sie in der Mitte.

An Meßgewändern sind zu erwähnen zwei sehr reich gestickte, 1738 und 1742 von Eva Szembek gestiftete; eins 1758 von Bischof Grabowski geschenkt; eins von Herrn v. Desbki, eins von Kammerherrn Konarski geschenkt.

Sechs silberne Altarleuchter, vom Fürstbischof Joseph v. Hohenzollern geschenkt, haben keinen sonderlichen Kunstwert.

Eine silberne Kapsel mit einem menschlichen Herzen: Cor contritum et humilium Deus non despicies. Joh. Matthy, Danzig 1695.

Die Kanzel im Mittelschiff rechts am letzten freistehenden Pfeiler ist vom Bildhauer Peuker in Barockformen von französischem Nußbaumholz geschnitzt, und vom Ratsherrn und Maler aus Guttstadt Peter Kolberg wurden 1725 die Füllungen an der Treppentür, der Treppe und Brüstung der Kanzel mit kleinen Bildern aus der H. Geschichte gemalt. Auf der unteren Füllung der Kanzeltreppentür befindet sich unter den Zuschauern von Johannes dem Täufer der Maler selbst.

Von dem Gestühl sind zu erwähnen 10 schön aus Eichenholz mit schwarzen Leisten und gutem Schnitzwerk gefertigte Stühle, meist Beichtstühle. (Sechs davon 1696 von Joh. Döbel). Das übrige Gestühl der Kirche, namentlich der schön geschnitzte Stuhl links nach dem Hochaltare zu scheint von Peuker in guten Barockformen gemacht zu sein.

Noch sind zu erwähnen drei Lichtständer in Palmform und zwei schön geschnitzte Schränke in den beiden Sakristeien.

Die Orgel ist ein herrliches Werk von Joh. Josua Mosengel 1721. Das Positiv davor rührt aus dem Jahre 1751 her.

Hübscher messingner Kronleuchter, auf dem 24 Lichter auf Muscheln brennen, 18. Jhdt. — Ein silberner hängender Leuchter mit der ewigen Lampe. — Im Seitenschiffe rechts ein fünfarmiger Leuchter, an dem weibliche Figuren die Lampen halten.

Um die Kirche mit ihrem Friedhof zieht sich ein rechteckiger Umgang mit vier Kapellen in seinen Ecken. Die Außenseite ist schlicht in Blendenarchitektur mit dazwischenliegenden Pilastern gehalten. Das Innere hat eine Pfeilerstellung mit Rundbogen dazwischen, worauf das im Korbbogen geschlossene Gewölbe ruht. Der Umgang ist in den Jahren 1700—1708 ausgeführt. Die vier Kuppeln der Kapellen und das flache Dach des Umganges wurden 1728 mit Kupfer eingedeckt. Der manierierte Bildhauerschmuck im Umgang und in den Kapellen — 44 halblebensgroße Sandsteinstatuen aus den Geschlechtsregistern Christi — rührt vom Bildhauer Perwanger aus Tolkemit in den Jahren 1744—48 her. In der Mitte der Vorderfront des Umganges erhebt sich das großartig aus Schmiedeeisen 1734 vom Schmied Schwarz in Rössel gefertigte Portal mit zwei Seiteneingängen. Auf dem Friedhofe in den vier Ecken stehen ein großer steinerner Kruzifixus und die Statuen der hl. Empfängnis, h. Joseph und h. Anna, ersterer 1720, letztere 1732/33 vom Bildhauer Zachowitz gefertigt.

Im Jahre 1733 nahm der Maler Matthias Meyer aus Heilsberg die Ausmalung auch des Umganges und der vier Kapellen vor. Diese Malereien haben keinen Kunstwert. Sie stellen auf der Westseite des Umganges links Bilder aus der biblischen Geschichte bis zur Salbung Davids, rechts einiges aus der Geschichte Davids und des Tobias vor. An den Seitenwänden links die Perikopen der Evangelien von Advent bis Ostern, rechts von den letzten Sonntagen vor Advent. Nur zur Hälfte ist der Umgang vollendet. Die Malerei des Umganges wurde kurze Zeit 1803 fortgesetzt durch den Maler Moser aus Bischofstein.

Die vier Kapellen sind etwas besser ausgemalt: die St. Andreaskapelle an der SO-Ecke, von Meyers Hand auf Kosten des Bischofs Szembek ausgemalt, enthält als Hauptbilder die acht Kirchenlehrer, als Zwickelbilder die vier Evangelisten, beides mäßige Leistungen. — Die Kapelle der acht Seligkeiten in der NW-Ecke gehört auch zu den minder guten Leistungen Meyers; die Ausmalung ist ein Geschenk des Großkanzlers Szembek. — Die Drei-Königskapelle in der NO-Ecke wurde durch Meyer auf Kosten der Familie Dromler aus Mehlsack ausgeführt. Sie ist schon halb verblichen. Die Ausmalung durch Meyer der letzten St. Adalbertskapelle in der SW-Ecke wurde von den Kaufleuten Adolf und Friedrich Saturgus aus Königsberg geschenkt, die neben dem Heiligen Adalbert auch zugleich ihre Namensheiligen anbringen ließen. (Dieselben schenken die noch vorhandene Kirchenuhr 1740 vom Uhrmacher Joh. Albrecht in Königsberg, die Turmkreuze und mehrere Kirchenggeräte.) — Die Ost- und Südseite des Umganges ist noch nicht bemalt; man sammelte aber bereits um 1892 dafür.

An den Umgang im S baute Ertly 1697 das nicht fertig gewordene, teilweise mit Kreuzgewölben ausgestattete Priesterhaus an, in dem 1889 ein Propst, ein Kaplan und ein Benefiziat Wohnung hatten. Außerdem befanden sich 1892 darin etwa ein Dutzend sog. Burschisten, welche sich zumeist als Organisten ausbildeten.

Westlich davon befindet sich der Gesundbrunnen, 1732 mit Türmchen versehen und mit Kupferdach ausgestattet; ihn krönt eine Marienstatue auf der Linde.

Noch weiter nach W, in der Nähe der Chaussee nach Rössel, steht nochmals eine Marienstatue auf der Linde, schon in Rokokoformen.

Aus der Umgebung von Heiligelinde sind zu nennen die 15 Kapellchen auf dem Wege zwischen hier und Rössel, 1731 erbaut, die die Geheimnisse des Rosenkranzes in schlechter Sandsteinarbeit von Zachowitz darstellen.

9. *Marienthal*. In Marienthal war bis 1657 eine Kirche, die Tochterkirche von Drengfurth. Die Tataren kamen 1657 bis nach Marienthal, zündeten das Dorf nebst der Kirche an, machten hier aber kehrt. Die Kirche wurde nicht wiedergebaut, nur ein hölzerner Turm, der die Totenglocke birgt.

10. *Paaris*. Die zuletzt evangelische Pfarrkirche, deren Patron der König war, stammte aus dem 14. Jahrhundert. Ein Pfarrer zu Paaris kommt aber erst 1481 vor. Zur katholischen Zeit gehörte die Kirche zum Erzpriestertum Schippenbeil.

Außeres: Die Kirche ist ein gotischer gefugter Ziegelbau. Der gegen 30 m hohe Turm zeigt sich in seinem Untergeschoß schlicht, nur auf der Westseite hat er ein rechtwinklig abgetrepptes, spitzbogiges Portal, das durch eine gekuppelte, spitzbogige, durch das ganze Erdgeschoß reichende Blende belebt wird. Die über dem Portal

befindliche kreisförmige Öffnung ist wohl späteren Ursprungs. Das über dem Erdgeschoß befindliche Stockwerk ist auf seinen drei freien Seiten durch je drei spitzbogige Blenden belebt. Reicher noch ist das oberste Geschoß, indem es durch je vier Blenden, von denen die beiden äußeren gekuppelt sind, lebhaft wirkt. Darauf folgen die beiden Giebel, die in Staffeln aufsteigend je fünf spitzbogige Blenden zeigen, die durch bündige Pfeilerchen getrennt sind. Das Dach ist dem des Langhauses parallel. Der Turm wirkt durch die schönen Verhältnisse seiner drei durch geputzte Friese getrennten Stockwerke edel und vornehm. Minderwertig ist das Äußere des Langhauses. Bei der Erneuerung, die 1599 erfolgte, ist sein Ostgiebel in Barockformen wiederhergestellt, an den Friesen sieht man aber, wie schön er ursprünglich gegliedert gewesen. An der Nordseite zwei Anbauten: die Vorhalle und Sakristei. Die unregelmäßigen Strebpfeiler wohl später angelegt. Die Mauern der Kirche sind nach Baurat Kaskes Angaben innen mit Steinfüllmauerwerk versehen. — Im Innern hat der mit flacher Holzdecke versehene Turm auf seiner rechten Seite eine in der Südwand nach oben führende Treppe. Eine spitzbogige abgetreppte Tür leitet in das Langhaus über, das im Lichten 22,28 m: 8,79 m hat. Flache Bretterdecke; alles in den Jahren vor 1890 erneuert. — Eine silber-vergoldete Weinkanne: Ich peter Niesewand Mit Meiner lieben Hausmutter Reimerin vor Ehre diese Kanne gott zu Ehren Auff das Heilige Altar In unser pariser Kirche. Anno 1651.

11. *Pülz*. In Pülz, 5 km SW von Baeslack ist früher eine Kirche gewesen, die zum Erzpriestertum Rössel gehörte. Ob das dort wahrscheinlich vorhanden gewesene Schloß ein Wildhaus gewesen, ist noch fraglich. Giese schrieb 1826/28 darüber: „Der Berg ist mehr aus Neugierde vom vorigen Besitzer auseinandergekarrt. Ziegel sind nicht gefunden. Pfähle unterm Wasser“.

12. *Rastenburg*. Das Haus Rastenburg wurde 1329 angelegt und gehörte ursprünglich zum Gebiete Balga. Nach der Schlacht bei Tannenberg (1410) aber wurde es Mittelpunkt der Verwaltung für die Gebiete Rhein, Rastenburg und Leunenburg. Der Pfleger zu Rastenburg war nur dem Hochmeister Gehorsam schuldig. Nach Untergang der Ordensherrschaft wurde Rastenburg Sitz eines Amtshauptmanns.

Die kleine Burg liegt in der SO-Ecke der Stadt, hat aber wenig Spuren ihrer Vergangenheit aufzuweisen. 1344 wurde sie zerstört und demnächst wieder aufgebaut. Um den annähernd quadratischen Hof legen sich von vornherein massiv — auf der NO- und S-Seite drei Flügel von 32:23 m an das im W. liegende Torhaus an. Die äußeren Wände — unten aus Granit, darüber gefugter Ziegelbau im gotischen Verbands — haben eine Stärke von 2 m, während die nach innen liegenden bedeutend schwächer sind. Aus Befestigungsrücksichten hatten die Wände des unteren Stockwerks keine Fenster, sondern nur Spitzbogenblenden, teils einfache, teils gekuppelte. Im Innern des Hofes sind an der N-Seite unter dem jetzigen Dachgesimse noch die Kragsteine zu sehen, auf denen (wie im Hochschlosse zu Marienburg) die Pforte aufлаг, die die Sparren des Kreuzganges trug. Darüber ging der Wehrgang um. Das im W. liegende Tor ist von außen wie von innen durch eine Pechnase geschützt und konnte durch ein Fallgatter gesichert werden, von dem die Nut noch vorhanden ist.

Der runde Treppenturm an der inneren NW-Ecke von ungefähr 5 m Durchmesser ist 1622 erbaut. Über seiner Eingangstür hängt noch der eiserne Feuerkorb für die

Hofbeleuchtung. Das im O-Flügel belegene Tor ist erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu Wirtschaftszwecken angelegt.

Spuren von Wandmalerei finden sich im N-Flügel.

Um die Burg lief auf ungefähr 10 m die Parchammauer herum, die noch in einzelnen Bruchstücken vorhanden ist. Das Tor dieses Parcham wurde noch 1704 neu aufgeführt. Im SW, SO und NO flankierten drei hohe runde Türme die Parchammauer. Von dem die Mauer umgebenden Graben ist keine Spur mehr vorhanden. Außerhalb des Hauses lagen zwei Vorburgen im O. Hier schütteten 1629 die Polen einen Wall, von dem noch Spuren zu sehen sind. Ein unterirdischer Gang soll das Haus und die Kirche unter dem Rollberge durch verbunden haben.

Die mittelalterliche Befestigung der Stadt bestand aus einer im unregelmäßigen Viereck angelegten, 1,25—1,75 m starken, 10 m hohen Mauer, unten aus Feldsteinen mit Ziegelbrocken in Kalk gelegt, darüber Gußmauerwerk mit je einem Steine Stärke, das Bruchstücke von Feldsteinen, Ziegeln und Kalk enthält. Auf der Mauer war ein wahrscheinlich mit Holzwerk überdeckter Wehrgang von 1,25 m Höhe. An der gleich zu nennenden Wasserpforte ist noch ein Stück Wehrgang sichtbar. — „Auf der SO-Ecke und auf der SW-Ecke dieses Vierecks springen, gleich zwei modernen Bastionen, hier die Kirche mit dem ehemaligen Kirchhofe, dort das Ordenshaus über die Stadtmauer vor“. Im Jahre 1374 erlaubte der Komtur von Balga, Gottfried von der Linde den Bürgern, ihre Häuser an die Stadtmauer zu bauen. An letzterer waren mehrere Türme angelegt, zwei viereckige Ecktürme an der N-Seite, ein Turm ungefähr in der Mitte der W-Seite. An der S-Seite ist die Anlage von Türmen ungewiß; Guise gibt 1826/28 einige im S an.

Die Georgskirche in der SW-Ecke der Stadt ist besonders befestigt und springt im W und S über die Stadtmauer mit einer besonderen hohen Mauer aus Feldsteinen vor; an der SW-Ecke hat sie einen großen, bastionartigen, dreiviertelrunden Turm, an der NW-Ecke einen kleinen, noch erhaltenen, runden Turm mit spitzbogigem Gesims und kegelförmigem Steindach. Der Turm ist aus Ziegeln im gotischen Verbands. (Josephsturm).

Über dem bastionähnlichen runden Turm strebt der Verteidigungsturm der Kirche in die Höhe, oben mit einem Wehrgang ausgerüstet.

Drei Seiten der Stadtmauer war ein Graben vorgelegt, auf der S-Seite genügte der hohe und steile Abhang und der Mühlenkanal.

Die Stadt hatte nur zwei Tore und eine kleine Pforte im S, die Wasserpforte genannt. Das Mühlentor in der Nähe des Schlosses, wo Rollberg und hintere Neustadt sich vereinigen, schon 1357 in der Handfeste erwähnt, und das hohe, Steindammsche, auch Königsberger Tor, dessen Befestigung durch drei aufeinanderfolgende Tore erfolgte. Die Tore fielen 1819. Anstelle des hohen Tores trat der Neue Markt.

Im Jahre 1629 wurde auf Befehl des polnischen Kommandanten von R. vor dem Stadtgraben und dem Schloßgraben ein Erdwall mit davorliegendem zweiten Graben aufgeworfen. Spuren davon noch in den Gärten, die zwischen Loge und Gymnasialgarten im NW der Stadt liegen.

Die vorbeschriebene, 1646 bis 1656 gründlich wieder ausgebesserte Mauer schließt die Altstadt und die gleichzeitig entstandene Neustadt ein. Außer diesen beiden enthält die Stadt die Königsberger und Bauern-Vorstadt im NW, die Angerburger Vorstadt im N und die Freiheit im S.

Die zuletzt evangelische Pfarrkirche war dem St. Georg geweiht und gehörte in katholischer Zeit zum Erzpriestertum Rössel. Patron der König. Sie wurde in der SW-Ecke der Stadt im Jahre 1359 gegründet und zwar steht sie mit ihrer 1 1/2 m starken westlichen und südlichen Mauer auf der Stadtmauer; die beiden übrigen Mauern sind nur 1 m stark. Feldsteinfundament, dann ungeputzter Ziegelbau im gotischen Verbande. Diesem ursprünglichen Bau gehört nun an: der dreischiffige Langhausbau ohne Strebepfeiler samt den achteckigen Pfeilern und der in der SW-Ecke vorgelegte, in seiner Mauer über 2 m starke Verteidigungsturm nebst seiner vom Langhaus aus zugänglichen Treppe. Bald darauf wurde das ursprüngliche im NW angelegte, aber sich bei der Verteidigung als hinderlich beweisende Portal beseitigt und dafür die im N liegende, im gleichen Stil mit der Kirche angelegte Vorhalle gebaut. Die ursprüngliche Abschrägung neben dem erstgenannten Portale wird durch Auskragung der Ziegelschichten wieder ausgeglichen. Dann folgte, wohl erst in der zweiten Hälfte des 15. Jhdts., der Glockenturm, gleichfalls im S, der keinen Verband mit dem Langhause hat, von dem vielmehr seinetwegen Zieraten abgehakt sind. Er hat sehr große Schallöffnungen, was ebenfalls für späte Zeit spricht. Im Jahre 1420 war die St. Jacobsbrüderschaft aus der Schützenbrüderschaft hervorgegangen. Sie baute gegen Ende des 15. Jhdts. die Kapelle in der Mitte der S-Front, jetzt Taufkapelle. Der letzte Teil des Baues ist der Chor mit Strebepfeilern samt der Sakristei als nördlicher Anbau und die gesamte Wölbung der Kirche. Ein im Schutt der Kirche aufgefundener, jetzt an dem letzten Halbpfeiler links eingemauerter Vers gibt die Auskunft:

Ein Meurermeister Matz genannt,
Schloß diß Gewelb mit seiner Hand.
Fünfhundert fünffzig Mark dafür
Empfing er, das war sein' Gebür,
Tausend fünffhundert 15 Jahr
Man zehlte, da es fertig war.
Bhüt Gott für Schaden, daß es mag
Fest stehn biß an den Jüngsten Tag.

Die Gewölbe sind scharfgratige Zellengewölbe, die einen etwas kleinlichen Eindruck machen. Die Kirche wurde 1882 gründlich wiederhergestellt und dabei leider im Innern gelb angestrichen.

Die Altäre wurden erst 1546 beseitigt und der Hauptaltar weiter vorgerückt.

Der Altaraufsatz stammt von 1869/70. Die gotische Holzarchitektur nach dem Entwurf des damaligen Baumeisters Quedenfelt. Gutes Gemälde darin von Rosenfelder, Christi Kreuzigung darstellend.

Ein silb. ganz vergold. Kelch, gotisch, mit fast halbkugelförmiger Kupa. Auf dem Sechspasse des Fußes ist das übliche Kreuz und folgende Inschrift in gotischen Minuskeln eingraviert: dissen kelck hot geben cuget gristob. bit got vor in. der kelck hort cu dem hilge kreuce cv rastenborch vor der stat. — Auf dem Schafte über und unter dem Knaufe: i.h.e.c.v.s. — Dieser Kelch gehörte der abgebrochenen Heiligenkreuzkapelle auf der Freiheit südlich der Stadt.

Ein ganz ähnlicher Kelch mit der Inschrift JHESVS auf dem Knaufe.

Ein silber-vergoldeter Kelch, mit Rubinen besetzt: Gertraudt eine geborene Schlubuttin des edlen ernvesten Erharts von Bartein seliger nachgelassene Wittwe 1606.

Ein silberner, innen vergoldeter Kelch von 1656 mit getriebenen Engelsköpfen und Ranken, Geschenk des Joh. Heiligendorf und seiner Ehegattin.

Eine der Patenen hat eine eingravierte segnende Hand.

Eine silberne Weinkanne: Martinus Köpper diese Kanne vorehret der Rastenbvirgischen Kirchen etc. 1630. Auf ihrem Deckel: Martinvs Küper v. Rastenborck 1623.

Ein silbernes Oblatenkästchen, auf dem Deckel das Abendmahl, in dem Deckel Christus am Kreuz eingraviert: Meinhardt von Lehndorff die zeit Churf. Rittmeister und Hauptmann auff Rastenburg etc. 1634. — Ein kleiner silberner Löffel, geschenkt 1647 von Joh. Bremer. — Ein silbernes Schälchen: H. G. F. Rohland F. M. L. R. Jacobin 1707.

Signaturlöckchen im Chor rechts mit hübschem, kleinem, spätgotischem Tabernakel, aus Holz geschnitzt, das schon den Übergang zur Renaissance aufweist.

Kanzel, barock, von 1594 mit mäßiger Malerei und den Wappen von Casper Keiwangk, Mechelet von Hofen und einer Hausmarke. Daran ein hübscher, schmiedeeiserner Leuchterhalter.

Taufschüssel von Silber: Zur Ehre Gottes und zum Andenken ihres mit Gott hien selbst aufgerichteten Taufbundes die Hippelschen Erben 1738.

Eine Orgel wird im Inventarienverzeichnis von 1571 erwähnt. Die heutige baute Mosengel 1721. Gehäuse neu.

Drei Kronleuchter von Messing. Der eine zwölfarmige von Bartel Wagner 1643 geschenkt, mit Doppeladler und einem hübsch aus Schmiedeeisen hergestellten Zwiischengliede. An der Orgelempore links ein sechszehndiges Hirschgeweih mit geschnitztem Kopfe.

Hübsches barockes Gestühl nur im W der Kirche.

Unter den Gemälden, die, ziemlich zahlreich, jetzt im W der Kirche aufgehängt sind, nennen wir nur wenige als bemerkenswert: Adam Huldreich Schaffer, geboren 1671 in Speier, als Unglücklicher ausgewandert, wurde Rector in Rastenburg. „Feines geistreiches Gesicht“. Von ihm die „Chronik von Rastenburg“, herausgegeben 1889 durch Beckherrn. — „Beschreibung des Schlosses zu Königsberg“ im Preuß. Kalender von 1704. — Christus am Kreuze; davor knien Mann und Frau, ersterer im Harnisch. Im Hintergrunde Jerusalem. Albrecht von Barthein, gestorben 1569. Seine Gattin geborene von der Trencke, gestorben 1579. — Ein mittelmäßiges Epitaphium des Friedrich Spiller, gestorben 1589. Darauf eine Ansicht von Rastenburg. Unten der Tod mit der Sense zu Rosse:

Pallidus hic equus est. Eques eius mortis imago
Falce sua tradens corpora multa neci.
Mox equitem saevum comitatur luridus orcus,
Qui glutire malos fauce minante cupit.

Die einfache polnische Kirche bildet im O der Georgskirche einen Teil der Verteidigung, von der noch ein Stück eines runden Turms an ihrer SO-Ecke sichtbar ist.

Das Gebäude wurde 1566 erweitert bis an die Stadtmauer. Im Innern hängt jetzt der Triumphbogenchristus aus der Georgskirche, ein mäßiges Werk in Lebensgröße aus dem Spätmittelalter. Ein ähnlicher Kruzifixus, halblebensgroß, hängt über der Kanzel.

Die Kirche zum Heiligen Geist im Haupt-Amts-Hospital soll 1361 gegründet sein. Die Urkunde des Hochmeisters Hans von Tiefen schreibt dem Hospital 1496 15 Hufen zu. 1696 vom Landhofmeister von Rauschke reich ausgestattet. Die Kirche einfach; der Altar hat in seinem Aufsatz die Dreieinigkeit, mangelhaft in Holz geschnitzt, die Flügel mit den Engeln Gabriel, Rafael usw. schlecht in Öl gemalt. Von einem mittelalterlichen Altare sind noch vorhanden die halblebensgroßen Holzschnitzfiguren der Heiligen Katharina mit dem Rade und der Hostie, der Heiligen Barbara mit dem Kelch und des Heiligen Jacobus major. Nürnberger sehr gute Arbeit. — Eine Triumphbogengruppe Nürnberger, nicht schöner Arbeit hängt an der linken Wand. — Kanzel barock, Ende 17. Jhdt., 1701 bemalt.

Die älteste, nicht mehr vorhandene Kirche soll die H. Katharinakirche auf der Bauernvorstadt gewesen sein, die 1704 noch repariert wurde; ferner die nicht mehr stehende Kirche zum heiligen Kreuz auf der Freiheit im S der Stadt.

Die Kirche zu Rosenthal, 5 km NNO von Rastenburg, war bis 1726 eine Filia der Georgskirche. Abgebrochen.

Der Georgskirche gehörte der Grund und Boden, auf dem das Gymnasium unter Herzog Albrecht 1546 gegründet wurde.

Sehr interessante silberne Schützenkette mit 68 Schilden von Schützenkönigen von 1488 an, wo der Großkomtur Wilhelm Graf zu Eisenberg die Würde bekleidete.

In der westl. die Stadtmauer begleitenden Straße liegen in mehreren Häusern im ersten Stockwerk noch nach der Straße vorgebaute Abtritte.

13. Schönfließ. Die zuletzt evangelische Pfarrkirche aus der Ordenszeit, eine Mater von Tolksdorf, gehörte zur katholischen Zeit dem Erzpriestertum Rössel. Sie steht unter Privatpatronat. 1480 wird ein Pfarrer von Sch. genannt. Ihr Äußeres nicht sehr ansprechend. Der Turm ist in seinen oberen Geschossen 1875 neu in Kreuzverband, leider zu massiv erbaut. Im selben Jahre wurden auch die zur Längsachse senkrechten Strebebögen am Langhause angelegt. Turm im Untergeschoß und Langhaus aus Feldsteinen, spitzbogige Fenster- und Portalgewände aus Ziegeln. Turm mit Sperrbalken am spitzbogigen West-Eingang. Im Innern des Eingangs mehrere halbkugelförmige *Näpfchen*. Treppenaufgang in der Nord-Wand des Turmes. Eingang zum Langhause spitzbogig mit einer rechtwinkligen Abtreppung. Sperrbalken im Langhause. Die Kirche hat im Lichten $5\frac{1}{2} \times 2\frac{1}{3}$ culm. Ruten. Flache Holzdecke. Im N ist die Vorhalle nebst der Sakristei vorgebaut. In der Vorhalle hat die spitzbogige Tür zum Langhause in latein. Majuskeln eingeschnitten: Christof Herndorff den 13. Mai Anno 1678. Die spitzbogigen Fenster sind dreimal rechtwinklig abgetrepp.

Altar: Mensa aus Ziegeln; alles Läufer. Aufsatz barock, 17. Jhdt. In der Predella ist Luther und Melanchthon neben dem Egloffsteinschen und v. Oelssenschen Wappen schlecht in Öl gemalt. Hauptbild: Gott Vater und Sohn in Holzschnitzerei auf Goldgrund mit Trauben gemustert. Daneben stehen Fides und Spes in Holz geschnitzt 12 Kopflängen groß. Gebälk. Zweites Geschoß: Die Himmelfahrt in Öl zwischen zwei

in Holz geschnitzten Hermen. Inschriften über die Erbauung des Altares befinden sich an seiner Rückwand. — Die vor dem Altar einst stehenden „Kommunionsengel“ jetzt unten im Turm. — Sakramentshäuschen am üblichen Ort in der Taufkapelle. — Zwei messingne Altarleuchter mit getriebenen Blumen; 17. Jhdt. — Zwei zinnerne Altarleuchter auf je drei von einer Klaue erfaßten Kugeln stehend, mit dem Labarum: Hans Grosman Kirchen-Vatters Sohn verehret der Kirchen zum Gedechtns 1677.

Kanzel mit toskanischen, stark geschwellten Säulchen an den Ecken. Dazwischen je zwei Pilaster mit einem Schlußsteinrundbogen. Darin die vier Evangelisten und der Heiland; Öl. Auf der Kanzel steht ein messingner Sanduhrhalter. Kanzeltreppentür in der S-Wand des Langhauses mit dem Egloffsteinschen und Dönhoffschen Wappen, Anno 1648.

Taufkapelle nebst Handtuchhalter in der NO-Ecke des Langhauses; 17. Jhdt.

Kronleuchter von Messing; 17. Jhdt.

Die Stuhlreihe an der Wand links noch gotisch; hübsch geschnitzt; darüber Malerei in der Art des Melcher Breuer, übermalt mit gelben Rokokoblumen (vgl. Moltheinen). Genau so die zwei Stuhlreihen s. von W her. — Stuhl links mit dem Egloffsteinschen Wappen. — Beichtstuhl im NO von 1725. Filia von Sch. ist seit 1510 Tolksdorf.

14. Tolksdorf. Die zuletzt evangelische Pfarrkirche stammte aus der Ordenszeit und gehörte damals zum Erzpriestertum Rössel. Sie liegt auf einem mäßig hohen Hügel. Ihr Turm ist in seinem Erdgeschoß teilweise, das Langhaus ganz aus Feldsteinen aufgeführt. Diagonale Strebebögen von Ziegeln. Türen und Fenster spitzbogig mit rechtwinklig abgetreppten Ziegelgewänden. Vorhalle und Obergeschoße des Turmes — im Erdgeschoße mit gekuppelten spitzbogigen Blendern — mit rundbogigen Blendern von Ziegeln, später ausgeführt. An der Nordwand ein spitzbogiger vermauerter Eingang zwischen beiden Fenstern. Turmtreppe in der Nordmauer des Turmes. Langhaus im Lichten $4\frac{3}{4} \times 2$ culm. Ruten. Flache Holzdecke. Sakristei im N mit Tonnengewölbe; an ihrer Stichbogentür ein gotisches Schloß mit Klopfring.

Altaraufsatz ein ganz tüchtiges Diptychon von 1675. Hauptbild die Dreieinigkeit in Holz geschnitzt, noch vorreformatorisch, darauf Christus, links Moses, rechts Elias in Holz geschnitzt. Darüber Christus am Kreuz; darauf Gott Vater. Ein Pelikan als Krönung. Auf den offenen Flügeln die vier Evangelisten, links die Hoffnung, rechts der Glaube, alles Holzschnitzerei. Auf den geschlossenen die zwölf Apostel in Wasserfarben. Auf der Rückwand steht geschrieben: Michel Großman Anno 1675.

Eine vorreformatorische Heilige in halblebensgroßer Holzschnitzerei.

Kanzel barock, toskanische Pilaster an den Ecken. Darinnen Pilaster mit Rundbogen. Die vier Evangelisten darin in Öl gemalt.

Kelchförmiges Weihwasserbecken aus Granit.

Orgelempore mit den zu Eulenburschen und von der Groebenschen Wappen.

Gestühl mit geschnitzten Hermen; 17. Jhdt. Gotische Stühle an der rechten Wand, dicht neben dem Turm.

Eine silberne ovale Oblatendose mit dem Wappen eines Herrn von Troschke.

Gutes Wasserfarbenbild von Hans Plamann, gestorben 1668, Schulz zu Tolksdorf, über der S-Tür.

Epitaph von 1594 mit dem jüngsten Gericht.

15. *Schwarzstein*. Die zuletzt evangelische Pfarrkirche zu Schwarzstein, königlichen Patronats, stammt aus der Ordenszeit und gehörte zum Erzpriestertum Rössel. Vom Baustil her unbedeutend; im Lichten $4 \frac{2}{3} \times 2$ culm. Ruten. Kirchturm von 1885. Im Jahre 1765 wurde die Kirche zu Blaustein mit der zu Schwarzstein vereinigt.

16. *Groß-Wolfsdorf*. Die zuletzt evangelische Pfarrkirche, unter Privatpatronat, gehörte in katholischer Zeit unter das Erzpriestertum Schippenbeil. Sie mag annähernd ebenso alt sein wie das Dorf, indessen ist sie im Jahre 1593 vollständig umgebaut. Ihr Äußeres besteht aus einem Turm mit Rundbogenportal und drei Obergeschossen mit schlanker, in das Achteck übergehender, mit Schindeln gedeckter Spitze und einem Langhause ohne Chor, im Lichten $23,76:7,20$ m = $5 \frac{1}{2}:1 \frac{3}{4}$ culm. Ruten, mit Spitzbogenfenstern. Keine Strebpfeiler. Gotischer Ziegelverband. Im N ist die Sakristei, im S und N sind die Ahnengrüfte angebaut. Im Innern Tonnengewölbe von Holz mit hübschen Stuckverzierungen.

Altar und die Kanzel darüber sind neu, von der verstorbenen Gräfin Angelika zu Dohna vor mehreren Jahren gestiftet, mit langer Inschrift auf Marmor unter dem Antependium.

Ein Kelch silbervergoldet, mit IhU criste über und dei meus unter dem Knaufe in gotischen und lateinischen Minuskeln, mit aufgelötetem Kruzifixus auf dem Fuße. — Kelch, silbern, ganz vergoldet, Kruzifixus auf dem Sechspasse des Fußes aufgelötet; von Rautter 1599. — Abendmahlskanne, silbern, 1643, zu Dohna. — Oblatenschachtel, silbern, 1642, zu Dohna, mit kleinen silbernen Löwen als Fuß. — Zwei messingne Altarleuchter: Jacob Weis Maria Weissin, Müller aus Pominig (Pomnick a. d. Guber) verehret der Kirchen zu Groß Wulfsdorf.

In der Sakristei liegt ein kleiner in Holz geschnittener Kruzifixus von ganz bemerkenswerter Schönheit.

In der Turmhalle Moses und Aaron mit den zehn Geboten, darunter die vier Evangelistensymbole. Gute Holzschnitzarbeit aus dem 17. Jahrhundert. — Messingner Kronleuchter mit einem kleinen, nackten speerhaltenden Männchen, das auf einem Adler reitet.

17. *Wenden*. Die unter Privatpatronat stehende, jetzt evangelische Pfarrkirche ist im 14. Jhdt. angelegt und gehörte in katholischer Zeit zum Erzpriestertum Rössel. Im Äußeren weist sie bis zur Hälfte etwa Feldsteine, mit Ziegelbrocken ausgezwickt, und Ziegelecken, oben nur Ziegel im gotischen Verbands auf. Spitzbogige Fenster mit allseitigen Schmiegen. Die im S angelegten vier rechteckigen Strebpfeiler sind nachträglich ausgeführt. Im N ist die Sakristei mit hübschem Staffelgiebel und glasiert gemusterten spitzbogigen Blenden gebaut. Desgleichen enthält der Ostgiebel sieben staffelförmige Felder, zwischen denen übereckgestellte Pfeilerchen stehen. Auch der Westgiebel ist mit Staffeln geschmückt. Der Turm ist statt eines hölzernen in den Jahren 1834/35 im Kreuzverband ausgeführt und setzt in seinen oberen Geschossen ins Achteck um.

Das Innere ist im Lichten 23 m zu $11,52$ m = $5 \frac{1}{3}$ zu $2 \frac{3}{4}$ culm. Ruten groß; Korbbogendecke aus Brettern.

Altar vor der mit einem Umgang versehenen Kanzel im genre rocaille. Schalldeckel mit der Charitas; über dem Umgange steht rechts Spes, links Fides, unschöne Holzschnitzereien.

Taufengel mit einer messingnen Taufschaale, auf der in getriebener Arbeit Josua und Kaleb die Weintraube tragen. Der Rand enthält ebenfalls Weintrauben und Ranken in getriebener Arbeit.

Hübscher messingner Kronleuchter mit sechs Armen; darauf eine Kinderfigur mit langem Kleide. — Drei Klingelbeutel aus dem Jahre 1788.

18. *Dönhofstadt*. Rittergut, so genannt nach seinem Begründer, Bogislaw Friedrich Graf von Dönhoff; derselbe ließ 1710 daselbst durch den Ober-Ingenieur von Collas das Schloß bauen. (Dabei fand man Urnen. Erleut. Pr. III, S. 559). Farbige Darstellung in Duncker, Die ländlichen Wohnhäuser usw. Berlin 1869. Lithographie von Bils 1837.

In diesem Schlosse wurde 1725 eine reformierte Familienkapelle angelegt, die bis 1875 einen eigenen Pfarrer hatte, zuletzt Filia von Gr. Wolfsdorf. Sie machte einen würdigen und schönen Eindruck; leider waren die Gewölbe, Rippen usw. nur aus Holz gefertigt. Der Altar ist durch Aug. Wittig's Meisterhand durch eine Grablegung Christi in weißem Marmor, in Rom 1858 ausgeführt, ausgezeichnet. (Christliches Kunstbl. 1859 Nr. 3 Abb. u. Beschreib.). Hinzu kamen zwei Basreliefs in weißem Marmor, die Taufe und die Auferstehung Christi. — In einer daneben liegenden Gedächtniskapelle stehen die Marmorsarkophage mit den Bildnissen in Lebensgröße des im Duell gefallenen Stanislaus Graf von Dönhoff und der Gräfin Angelika zu Dohna geb. von Dönhoff, beide von Eduard Lürssen (gestorben 1891) 1889 ausgeführt.

Denkmäler. Bei den Denkmälern des Kreises Rastenburg handelt es sich meistens um Kriegerdenkmäler.

Im Jahre 1903 gab es in der Kreisstadt nur ein einziges öffentliches Denkmal. Es war im Jahre 1897 für die Gefallenen des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 errichtet worden. Es zeigte die plastische Darstellung eines auf den Trümmern eines Geschützes, mit der zerschossenen Fahne in der Hand, Viktoria rufenden Kriegers. Dieses Denkmal stand auf dem Platze vor dem Kreishauses.

Für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges 1914/18 hatte jedes Kirchspiel ein Denkmal errichtet.

Das bedeutendste unter ihnen war jedoch das auf der Elisenhöhe bei der Grenadier-Kaserne im Jahre 1929 im Gräberfeld der deutschen und russischen Gefallenen errichtete Kreisehrenmal. In das Fundament wurde bei der Grundsteinlegung eine Kupferkassette eingemauert. Auf Pergament war die Zahl der Toten des Kreises und der beiden Regimenter eingetragen, Geldmünzen der Zeit und Zeitungen waren beigelegt. Säulen trugen das Wappen der Familie von Kracht mit dem Wahlspruch: „Lebe beständig, kein Unglück ewig“, sowie die Waffenzeichen der beiden Regimenter. Auf einem Sockel in der Mitte des Males stand ein schmiedeeisernes Kreuz; auf seinem Querbalken standen in Gold die Worte „ich lebe“. Der Sockel zeigte in erhabenen Buchstaben die Inschrift: „Unsere Toten mahnen uns / mit den Worten des großen Königs: / Es ist nicht notwendig, daß ich lebe, / wohl aber daß ich meine Pflicht tue“.

Über die Denkmäler der Rastenburger Garnison vgl. den Abschnitt über dieselbe.

Die Sagen haben im Laufe der letzten Jahrzehnte in der Forschung immer mehr Beachtung gefunden, vor allem seitdem klar geworden ist, daß es sich in vielen Fällen nicht um bloß erdichtete Geschichten handelt, sondern, besonders dann, wenn wir es mit topographischen Sagen zu tun haben, d. h. also mit solchen, die mit bestimmten Geländepunkten verknüpft sind, zum Teil um uralte Überlieferungen, die allerdings gegenüber ihrem Urbild mannigfaltige Veränderungen erfahren haben.

Eine Sage dieser Art ist mit dem Schloßberg von Hinzenhof verknüpft. G. Bujack teilt 1877 mit, daß dort bisweilen 2 schwarz gekleidete Frauen gesehen werden. Außerdem heißt es, wenn man ein Loch in Mannshöhe auf der Mitte des Bergplateaus hineinsticht, ströme Blut hervor.

Bisweilen deutet nur noch ein Name auf eine ehemalige Sage hin, deren Inhalt inzwischen vergessen worden ist. So berichtet Carl Beckherrs 1893, daß neben der Kirche zu Schwarzstein ein Stein gelegen habe, der „Teufelsstein“ genannt wurde. Womit die Bezeichnung zusammenhängt, sei aber nicht mehr zu ermitteln gewesen. Ebenso ist nichts mehr über den Teufelsstein am Moysee bei Schwarzstein bekannt — nur der Name blieb erhalten. Bestimmte Sagen hingen zweifellos früher auch mit dem Tanzplatz im Rastenburger Stadtwald „die Görlitz“ und mit dem „Nixengrund“ zusammen.

Ob der „Goldberg“ südlich von Stettenbruch auch einer Sage seinen Namen verdankt oder einem wertvollen Fund, der dort früher vielleicht einmal gemacht wurde, ist nicht mehr zu entscheiden. Daß der Name jedenfalls sehr alt sein kann, zeigt eine Ordensurkunde des 14. Jahrhunderts aus dem Kreise Labiau.

Es gibt nun allerdings auch Sagentypen, die erst in den letzten Jahrhunderten entstanden sind. Sehr verbreitet ist zum Beispiel die Sage vom unterirdischen Gang, die sich an zahllosen Orten in Deutschland findet. Zumindest teilweise scheinen diese Sagen dadurch entstanden zu sein, daß, wenn man bei Erdarbeiten auf alte Gemäuer stieß, die Phantasie schnell einen geheimnisvollen unterirdischen Gang daraus machte, weil die Erinnerung an ein früheres Bauwerk an der Stelle inzwischen verloren gegangen war. So berichtet C. Beckherrs 1880: „Wie die meisten alten Städte, so ist auch Rastenburg im Besitz eines unterirdischen Ganges oder vielmehr im Besitz einer Sage von einem solchen. Dieser Gang soll vom Ostflügel des Schlosses aus unter dem Rollberg hindurch und neben der hintern Schloßgasse zur St. Georgenkirche führen und dort in den unterirdischen Gewölben des Hauptturmes ausmünden. Den in Rede stehenden Gängen anderer Städte pflegt wenigstens ein bestimmter Zweck ihrer Existenz angedichtet zu werden, als: geheime Communication mit der Außenwelt bei Belagerungen, oder Verbindung eines Schlosses oder eines Mönchsklosters mit einem Nonnenkloster und dergl.; hier aber bei dem Gange in Rastenburg ist gar kein Zweck denkbar. Die Spuren desselben, welche man bei Gelegenheit einiger Bauten aufgefunden haben will, dürften ganz anders zu deuten sein. Bei einem Bau auf der Stelle des neben dem jüdischen Bethause gelegenen Hauses stieß man auf ein Gewölbe in der Erde und glaubte hier den unterirdischen Gang entdeckt zu haben. Dieses Gewölbe scheint aber der Kellerraum eines Turmes gewesen zu sein, der in dieser Gegend

in der Stadtmauer gestanden hat. Den gleichen Glauben verursachte die Aufdeckung eines gemauerten tiefen Schachtes unter dem neben der polnischen Kirche gelegenen Stalle des Pfarrers. Dieser Schacht aber ist der Überrest einer Wasserkunst, welche hier gestanden, und von der weiter oben die Rede ist. Demnach wird diese Sage einstweilen noch Sage bleiben.“

Wie sonst Sagen als Dichtung entstehen können, zeigt uns am deutlichsten diejenige von der Entstehung der Wallfahrtskirche Heiligelinde, die wir im vorliegenden Werk bereits berichtet haben. Zweifellos ist es richtig, daß eine Kapellengründung zum Dank für die Befreiung aus der Gewalt der Litauer vorliegt. Dieser Umstand ging der mündlichen Überlieferung jedoch verloren und es wurde nun die Geschichte von dem armen Sünder erdichtet, der in der letzten Nacht vor seiner Hinrichtung ein Muttergottesbild schnitzte, das seine Richter dahin bewegte, ihn freizusprechen. Allerdings steckt in der Geschichte doch noch ein Körnchen Wahrheit, und das ist die Linde, die irgendeine bestimmte Bedeutung gehabt haben muß, da uns von dem Sturm auf Heiligelinde durch antipäpstliche Kreise im Zuge der Einführung der Reformation im 16. Jahrhundert (1524) ausdrücklich erwähnt wird, daß ein Lindenstamm in der Kapelle gewesen sei, den man in den Wirbelsee versenkte.

Moralisch belehrend zu wirken, war die Aufgabe vieler Sagen, die aus der Zeit vor der Reformation oder überhaupt aus katholischen Gebieten stammen. Dahin zu setzen ist wahrscheinlich auch die Sage von dem Maler Meyer, der die Heiligelinde ausmalte und dem, weil er trotz ausdrücklicher Warnung des Teufels ihn nicht schwärzer zu malen, als er ihm wirklich erscheine, ihn doch schwärzer malte, und ihm daher vom Teufel das Genick umgedreht wurde, daß er augenblicklich tot niederfiel. Die Aufmerksamkeit der Menschen sollte darauf gerichtet werden, auch in den kleinen Dingen auf das Rechte zu achten und dies auch dann nicht zu vernachlässigen, wenn es um das Böse geht.

Eine typische Moralsage ist auch die Sage von der Krügerin zu Eichmedien, die erstmalig im Erleuterten Preußen kurz nach 1720 abgedruckt worden ist. Danach lebte in Eichmedien, Kr. Sensburg, eine gottlose und betrügerische Krügerfrau. Auch ein Schmied wohnte dort mit Namen Albrecht, der aber zu ihrer Zeit von da fortzog nach Schwarzstein, Kr. Rastenburg. Die Krügerfrau hatte die Gewohnheit, beim Bierausschenken oft heimlich zwei Maß anzuschreiben, wenn sie nur eins gegeben hatte. Eines Tages kamen die Bauern dahinter und einige sprachen ernst zu ihr: „Wollt Ihr zu Gott kommen, so müßt Ihr recht tun!“ Andere höhnten und riefen: „Die hat zu Gott nicht Lust, sondern zum Teufel!“ Auf diese Reden der Bauern hin fing die Krügersche an, sich zu verfluchen, der Teufel solle sie mit Leib und Seele vor ihren Augen wegholen, wenn sie ihnen nur mit einer einzigen Maß unrecht getan hätte. Und wie sie noch fluchte, hörte man plötzlich ein schreckliches Sausen und Brausen in der Stube, und die Leute, die vor Schrecken wie versteinert waren, sahen den Teufel leibhaftig hereinkommen und das Weib anpacken. Wie er sie berührte, verwandelte sie sich alsbald in einen schwarzen Gaul, und der Teufel schwang sich auf sie hinauf und ritt durch die Luft davon. Nun gings in rasendem Galopp nach Schwarzstein, wo der Teufel nachts den Schmied aus dem Bett holte, damit er das Pferd beschlage. Als nun zwei Eisen fertig waren, wollte der Schmied sie dem Pferde auf den Fuß legen, um zu sehen, ob sie paßten. Da fing dieses an zu reden und sprach: „Sachte, sachte, Herr Gevatter, ich bin die Krügersche von Eichmedien!“ Dem Schmied fielen vor Entsetzen



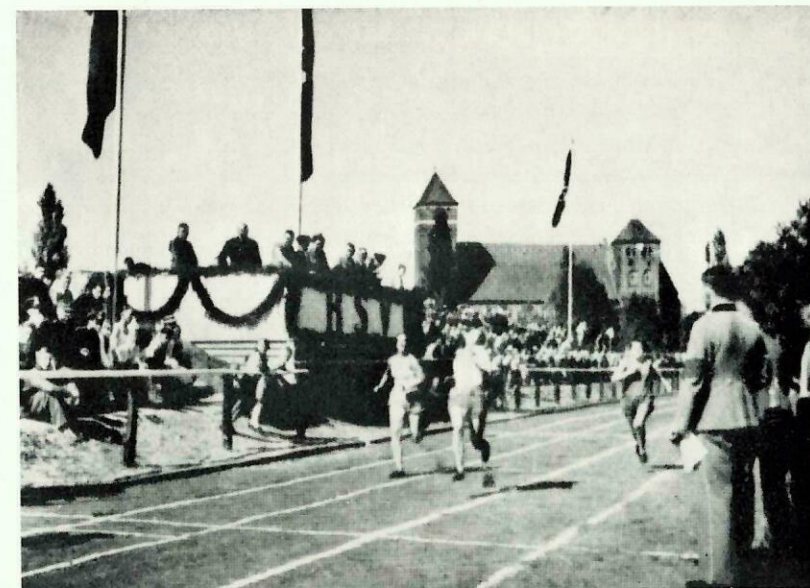
Illustration zur Sage von der Krügerin von Eichmedien aus „Das Ostpreußenblatt“.

Zange und Eisen aus der Hand, und zitternd lief er mit dem Gesellen ins Haus. Doch der Teufel ließ ihm keine Ruhe, so daß er wieder mit der Arbeit beginnen mußte. Aber die ging gar langsam von der Hand, und so verrann die Zeit, bis der erste Hahn krächte. Und beim ersten Hahnenschrei wurde das Pferd zum Menschen, der Teufel aber wurde schrecklich zornig und schlug die Frau zweimal ins Gesicht, daß man alle Teufelsfinger und Klauen in den Backen erkannte. Diese Wahrzeichen verschwanden nie mehr und sahen aus wie geronnener Teer. Der Teufel aber war plötzlich verschwunden. Die Krügerfrau hat noch ein halbes Jahr gelebt, aber sie lief herum wie eine Unsinnige. Zugetragen haben soll sich die Angelegenheit im Jahre 1473. Der Schmied brachte die beiden Eisen zum Pfarrer, der sie in der Kirche zu Schwarzstein aufhängte. Das eine davon haben 1657 die Polen geraubt, das andere ist 1701 dem König Friedrich I. geschenkt worden, als er sich die Krone aufs Haupt setzte. An der Stelle der beiden unheimlichen Eisen waren zuletzt in der Kirche zwei Hufeisen aus Holz aufgehängt.

Gewisse moralische Wirkung bezweckt anscheinend auch die Sage von der Schwarzkünstlerin und dem Teufel aus Spieglowken, die E. Pohl 1943 mitteilt: „Das ist noch nicht so lange her, da wurden einem Bauern aus Spieglowken zwei Pferde aus dem Weidegarten gestohlen, und der Nachbar kam und sagte: ‚Mensch, geh nach Rößel zur Schwarzkünstlerin, die wird dir sagen, wo deine Pferde sind.‘ Und der Bauer ging nach Rößel zu der Frau. Und wie er in der Stube war, da wurde ihm so angst. Und die Schwarzkünstlerin schrie: ‚Caspar, Caspar!‘ Aber alles blieb still. Und die Frau sagte zum Bauern: ‚Geh weg und komme auf den Abend wieder, ich werde noch einmal fragen, wenn es dunkel wird. Er will dich nicht sehen.‘ Und der Bauer ging, aber er blieb auf dem Hof und versteckte sich auf einem Schuppen. Und als es nun dunkel wurde, da kam die Frau vor die Tür und schrie wieder: ‚Caspar, Caspar!‘ Und da kam ER. Und sie frug ihn, wo die Pferde wären, und wie sie das gehört hatte, da sagte sie: ‚Was soll ich nun verlangen?‘ Und er sagte: ‚Was willst du verlangen, der



Landstallmeister Werner.



Nationale Leichtathletik Veranstaltung 1937.
Erweibung der neuen Platzanlage.



Wonigeit Niederstrasser Schibukat Knewitz Unger Werther Prengel Dittbern Zube

Berliner Sportpalast 23. 12. 1934
Winnipeg-Monarchs (Canada) : Rastenburg Sportverein.



Schibukat Wonigeit Knewitz Dittbern Zube Niederstrasser Unger E. Kohn Labenski

Empfang der Eishockey-Mannschaft des RSV am Bahnhof Rastenburg 1935.

Bauer huckt auf dem Schoppen und hat alles gehört. Da schrie die Frau: „Erwürg ihn, erwürg ihn!“ Aber ER sagte: „Wie soll ich ihn erwürgen? Er liegt unterm Querbalken und hat ein Abendmahlshemd an.“ Und er verschwand. Und die Frau ging in die Stube zurück und warf die Tür zu. Und der Bauer kroch vom Schuppen runter und zitterte und ging nach Hause. Nun wußte er, wo seine Pferde waren, aber er hat sich nicht getraut, sie zu holen. Und er hat keinem Menschen etwas erzählt, als bloß seiner Frau, und die hat es der Nabersche erzählt.“

Einen wie stark realen Hintergrund eine Sage haben kann, zeigt diejenige vom Doppelgänger im Woplauker Walde. Auch sie finden wir bei E. Pohl 1943: Der Schmied von Woplaugen schickte einst seine zwei Gesellen in den Wald zum Kohlenbrennen. Sie mußten die Nacht über in einer Hütte im Wald bleiben und das Feuer im Kohlenmeiler bewachen. Gegen Mitternacht hörten sie ein mächtiges Getrampel, ohne etwas zu sehen. Vor Angst liefen sie zuletzt nach Hause. Der Meister mußte selbst in den Wald gehen, weil die Gesellen nicht mehr gehen wollten. In der ersten Nacht hörte er nichts. In der zweiten war es aber so, wie die Gesellen berichtet hatten. Der Meister schoß mit einer mitgebrachten Flinte, aber da wurde das Getrampel nur noch schlimmer, und der Förster, der auf Verabredung zu Hilfe hatte herbeieilen sollen, wagte sich gar nicht an die Hütte heran. Am nächsten Morgen riet der Förster dazu, daß sie ein Silberstück über Kreuz spalten und mit diesen Geschossen schießen sollten. Solche Kugeln sollten auch Geister treffen. Bevor es aber so weit war, wurde der Schmied zum Verwalter nach Woplaugen gerufen, der ihn über den Spuk ausfragte. Und er bemerkte nebenbei auch, daß es doch ganz gut wäre, wenn das Gespenst die Leute wachhielte. Der Meister erzählte nun ihr Vorhaben mit der silbernen Kugel, weil der Spuk denn doch zu toll wäre. Von der Zeit war kein Getrampel mehr zu hören. Es war nun ja klar, daß der Verwalter in der Nacht als Doppelgänger die Männer im Walde erschreckt hatte, um sie wachzuhalten. Weil er sich jetzt vor der silbernen Kugel fürchtete, kam er nicht mehr.

Die meisten Sagen im Kreise Rastenburg knüpfen sich an Heiligelinde. Eine Werwölfsage, die ebenfalls bei E. Pohl 1943 zu finden ist, trägt den Titel „Die stille Frau“. Es heißt darin: In Heiligelinde hat eine Frau gewohnt, mit der hat keiner Freundschaft halten wollen. Aber keiner hat ihr was Böses nachsagen können. Sie ist immer still und fleißig bei der Arbeit gewesen, nur manchmal, dann hat sie eine Wut bekommen, daß sie mit den Zähnen geknirscht hat. Und da haben die andern ein Grauen vor ihr gehabt. Dann ist sie in den Wald gelaufen, und wenn sie wiederkam, hat sie geweint und für zwei gearbeitet. Einmal sind die Frauen alle zum Getreidebinden aufs Feld gegangen. Und eine hat ihr kleines Kind mitgehabt und hat es hinter eine Hecke gelegt. Aber sie hat immer auf die stille Frau sehen müssen, die hat immer gearbeitet und kein Wort geredet, aber manchmal hat sie nach dem Kinde gesehen, und dann ist die Wut in ihren Augen gewesen. Und dann ist sie in den Wald gelaufen. Da ist die Mutter froh gewesen, daß sie weg war; aber die Angst hat ihr doch keine Ruhe gelassen. Da haben sie gesehen, wie ein Wolf aus dem Wald kam und zu dem Kinde lief, und ein Mann hat ihn mit der Sense getroffen. Der Wolf hat geschrien wie ein Mensch und ist in den Wald zurückgesprungen. Und wie sie ihm nachgelaufen sind, da haben sie die stille Frau tot liegen gefunden. Und wie sie ihr die Kleider ausgezogen haben, da haben sie gesehen, daß sie einen kleinen Wolfszettel hatte. Da ist es offenbar geworden, daß die Frau ein Werwolf gewesen ist.

Zu den ganz alten topographischen Sagen gehört die Sage vom Reiter ohne Kopf, die sich an die Wehranlage in Langheim knüpft. Auch diese finden wir bei E. Pohl 1943: Im Schloßpark in Langheim ist ein kleiner Berg, der sich wie eine Halbinsel in ein Gewässerchen erstreckt. Die Kinder sind abends hierher gekommen, so heißt es, um sich die Füße zu wachsen. Plötzlich sind sie erschreckt aufgesprungen und davongelaufen, weil sie einen Reiter ohne Kopf gesehen haben, der den Berg hinuntergeritten ist.

In Langheim geht auch die Sage vom Wilden Jäger im Lindenwäldchen, die E. Pohl 1943 aufzeichnet: In Langheim im Kreise Rastenburg ist ein kleines Wäldchen, Lindenwäldchen genannt. Da will man früher die Wilde Jagd gehört haben. Es ist ein Geräusch gewesen, als wenn ein Jäger die Hunde auf das Wild gehetzt hat. Man will auch das Bellen der Hunde in der Luft gehört haben. Seitdem die Bahn durch das Lindenwäldchen gebaut worden ist, hat man nichts mehr vernommen.

Die Teufelssagen scheinen zumindest größtenteils in die Vorreformationszeit zurückzugehen. E. Pohl bringt 1943 die Sage vom Tanz mit dem Teufel aus Schwarzstein: Eine Teufelstanzgeschichte ruft der Teufelsstein bei Schwarzstein im Kreise Rastenburg in die Erinnerung zurück. In diesem Stein ist eine Vertiefung in Form eines Hufeisens zu sehen. Ein tanzwütiges Mädchen hatte, als niemand, auch ihr Verlobter nicht mehr mit ihr tanzen wollte, sich den Bösen als Tänzer herbeigewünscht. Der war auch sogleich in den Saal hereingetreten als junger, forscher Jägersmann. In seinen Armen hatte sich das Mädchen halbtot getanzt. Dann war der Böse mit dem Mädchen zur Tür hinausgesprungen. Als der Teufel aber über den großen Stein springen wollte, war das Mädchen wieder zu sich gekommen und hatte laut: „Jesus Maria!“ gerufen. Da hat der Teufel das Mädchen wütend fallen lassen und seinen Pferdehuf zu heftig in den Stein eingehauen, daß der Abdruck noch heute zu sehen ist. Das Mädchen ist von seiner Tanzlust für immer geheilt gewesen. (Leider wissen wir nun nicht, welcher der beiden Teufelssteine aus Schwarzstein gemeint ist, aber wahrscheinlich handelt es sich um den am Ufer des Moysees.)

Häufig sind in Ostpreußen die Sagen von Kobolden, die meist den Sinn haben, eine Erklärung für wachsenden Reichtum eines Nachbarn zu finden, die man überall, nur nicht in seiner Tüchtigkeit zu suchen bereit war. Eine Sage aus Salzbach trägt bei E. Pohl 1943 den Titel: „Ein Alf verschafft Futter“: Vor etwa fünfzig Jahren ging der Besitzer B. aus Salzbach in der Silvesternacht zum Strohdach seines Nachbarn und rupfte einen Arm voll Stroh heraus. Damit ging er in seine Scheune und schnitt das Stroh zu Häcksel. Dabei hörte er den Alf fragen: „Was schneidest du da?“ Er antwortete: „Hafer für meine Pferde!“ Noch zweimal fragte der Alf und erhielt jedesmal die Antwort: „Hafer für meine Pferde!“ Da sagte er: „Gut, dann schneide Hafer!“ Nun schnitt der Besitzer das ganze Jahr das schlechteste Stroh und fütterte damit seine Pferde. Aber sie wurden fett dabei, als wenn sie Hafer bekämen. Der Nachbar fütterte Hafer; seine Pferde magerten ab, als wenn sie nur Dachstroh zu fressen erhielten. Das machte der Alf. Wer sich auf diese Weise durch den Alf Getreide besorgen lassen will, kann in der Silvesternacht auch andere Arten als Hafer wünschen.

Die Auffindung vorgeschichtlicher Gefäße führte in früheren Jahrhunderten oftmals zu der Auffassung, daß es Zwerge gebe, die verborgen unter der Erde lebten. Eine Sage von den Zwergen als Goldschmiede geht in Rastenburg um. E. Pohl führt

1943 folgendes aus: Im Georgsberg in Rastenburg soll in grauer Vorzeit ein Zwergenvolk das Goldschmiedehandwerk getrieben haben, bis ein Kampf zwischen Riesen und Zwergen die Zwerge tief in den Berg hineintrieb. Seitdem sind sie nicht mehr an die Oberwelt gekommen.

Haben wir aus der Sage vom Schloßberg bei Hinzenhof bereits erfahren, daß aus der Erde Blut fließen könne, so zeigt die Sage von der Kiefer auf dem Kirchhof von Scharfs, daß auch aus verzauberten Bäumen Blut ausfließen kann. E. Pohl teilt die Sage 1943 folgendermaßen mit: Bei Scharfs im Kreise Rastenburg liegt ein kleiner Friedhof. Da wächst eine alte Kiefer. Man soll sie nicht verletzen, denn aus ihren Wurzeln fließt richtiges Blut. Ihre Hauptäste sehen wie Wurzeln aus. Die sonderbare Form soll auf folgende Weise entstanden sein: Eine ungetreue Frau wurde auf dem Friedhof von Nachbarinnen beschimpft, als sie das Grab ihres Kindes schmückte. Voller Scham riß sie eine junge Kiefer aus und stieß sie mit der Spitze in das Erdreich zurück. Dabei schrie sie: „Ich bin unschuldig, so wahr, wie aus diesen Wurzeln keine grünen Zweige mehr wachsen werden.“ Aber nach einiger Zeit, als sie wieder auf den Friedhof kam, sah sie, daß die Kiefer grünte. Da bereute sie ihr Unrecht und demütigte sich.

Die Sage von der Kiefer auf dem Friedhof von Scharfs wird noch zweimal anders erzählt; und zwar soll sie durch ihr Wieder-Ausgrünen einmal einen Mann nach seiner Hinrichtung gerechtfertigt haben, der wegen des Verdachts, einen Handwerksburschen gemordet zu haben, hingerichtet worden war; nach andern soll sie die Unschuld eines Mannes erwiesen haben, der angeklagt war, den Geliebten seiner Frau ermordet zu haben, und der auch, wie jener erste, bereits hingerichtet worden war.

Die Sage „Selbstmörderblut“ aus Langheim zeigt, wie eine solche Tat an einer Örtlichkeit festgenagelt wurde. E. Pohl notiert 1943: In einem Zimmer des Schlosses in Langheim, Kreis Rastenburg, soll sich vor vielen Jahren jemand erschossen haben. Das Blut färbte die Dielen, und nach dem Scheuern soll es immer wieder vorgekommen sein.

Der Vollständigkeit halber wollen wir auch die Wappensage, die gleichzeitig Sensburg und Rastenburg betrifft, in der Fassung von E. Pohl 1943 wiedergeben: Ein gewaltiger Bär machte einst die Gegend um Rastenburg unsicher. Die Sensburger Bürger zogen mit Sensen bewaffnet den Rastenburgern zu Hilfe und hieben in manhaftem Kampfe dem Untier eine Tatze ab, die deß zu ewiger Urkund im Sensburger Stadtwappen abgebildet ist: Eine schwarze Bärenatze in weißem Felde mit der Jahreszahl 1348. Die Rastenburgern wurden dann mit dem Tier vollends fertig und haben den Rumpf mit abgehauener Tatze im Wappen.

Das Georgental im Wandel der Zeit

von Ernst Pohl

Zu den herrlichsten Ausflugsstätten der Ordensstadt gehörte jahrzehntelang um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das liebliche Georgental, am Fuße der mächtigen Georgskirche gelegen und im weiten Tal von der Guber durchflossen. Mit seinen alten schattigen Kastanienbäumen und Baumgruppen machte es einen parkartigen Ein-

druck und seine Wege führten zu einem zweistöckigen quadratischen Haus, wie es wohlhabende Bürger als Sommersitz bewohnten.

Der erste bekannte Besitzer war um 1675 der Ziegeleibesitzer Zerbach, und die Vermutung liegt nahe, ob nicht zur Ordenszeit auf dem hinteren Gelände eine Ziegelei bis zur Erschöpfung der Lehmvorräte betrieben wurde, um den gewaltigen Bedarf für die Stadtmauer, die Kirche und die Burg zu befriedigen. Dann kam das Georgental in das Eigentum der für die Stadt Rastenburg so verdienten Familie Hippel, die viele Jahrzehnte als Stadtkämmerer, Ratsherrn und Bürgermeister die Geschicke der Stadt beeinflusst haben und durch ihre kluge und selbstlose Amtsführung die Stadt von den Schulden des Schwedenkrieges befreiten. Nach dem Fortzuge der Familie aus Rastenburg wurde Georgental von Baron von Kayserling erworben. 1858 ging das Tal in die Hände des Mälzenbräuers Hermann Neumann über. Dieser war es, der für den Schützenverein ein hölzernes Sommerlokal mit einem Saal errichtete. Über 50 Jahre hat der Schützenverein seine Feste im Georgental gefeiert, und so wurde es der gesellschaftliche Mittelpunkt der Ordensstadt. Diese Schützenfeste mit einer Tradition von 1480 bildeten den Höhepunkt des Jahres, und die Stadt und Umgebung nahm daran teil. Die Bürger konnten nicht nur gut arbeiten, sondern auch ausspannen und fröhliche Feste feiern, und sie beherzigten die Lebensweisheit Goethes aus dem Schatzgräber: „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste sei dein künftig Zauberwort!“

Schon in den Morgenstunden zogen die Stadtmusikanten und Trommler durch die Straßen und weckten die Bewohner. Diese schmückten die Stadt mit Girlanden, Tannengrün und Fähnchen. Mit Fahnen, Musik und den Stadtsoldaten begann der Umzug. Es folgten der Führer mit der Pike, Trommelschläger, wohlgekleidete Trabanten und der Fähnrich, der vor den Häusern der Schützenkönige, Bürgermeister und Honoratioren seine Kunst im Fahنشwenken sehen ließ. Hinter den Stadtmusikanten gingen die Würdenträger der Gilden in Uniform, der König mit umgehängter Kette zwischen 2 Ratsherrn, der Schützenmeister mit den Gesetzen, die Abgeordneten der Zünfte und die Schützen. Der Zug bewegte sich zum Georgental, und für die Männer begann auf den Schießständen der Wettkampf, während Frauen und Kinder sich bei Kaffee und Kuchen erfreuten.

Der Gründer des Schützenwesens war der aus dem Rheinland stammende Hochmeister Winrich von Kniprode, der den Bürgern die Bewachung und Verteidigung der Stadtmauer anvertraute und sie wehrhaft halten wollte.

Das Lokal im Georgental war bei den Bürgern beliebt, deshalb wagte es der Besitzer, ein massives Winterlokal mit einem Saal zu errichten. Jetzt konnten auch die Innungen ihre Jahresfeste feiern und Gemütlichkeit und Freundschaft pflegen.

Auch für Veranstaltungen des kulturellen Lebens eignete sich der Saalneubau. Wenn die Humoristen Robert Johannes oder Reichermann kamen, waren die Räumlichkeiten bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Theatergesellschaft aus Tilsit führte Lustspiele, Possen und Volksstücke auf. An klassischen Dramen gingen Iffland und Kotzebue über die Bühne. Mit der bezaubernden Operettensoubrette Hitzrath spielte Direktor Linke die „Schöne Galathee“ und „Die Fledermaus“ mit großem Erfolg.

Die späteren Operetten und Opernaufführungen fanden in den neuen Sälen von Thuleweit und Hotel Königsberg im Stadtzentrum statt. Aber noch aus einem anderen Grunde bildete das Georgental einen Anziehungspunkt für die Bewohner zu Spazier-

gängen. Um 1863 begann der Bau der Südbahn am Georgental vorbei. Dabei baute man 2 Brücken über die Guber und eine an der Freiheit. Die Rastenburger beobachteten den Fortschritt der Arbeiten und staunten über die gewaltigen Erdbewegungen zur Begradigung der Strecke. Das Lokal im Georgental wurde zum Quartier und Speiserestaurant der Baufirmen. Hier war die Zentrale, in welcher die Fuhrleute der Umgebung ihre Aufträge zur Anfuhr von Ziegeln und Findlingen zu Fundamenten erhielten. Die Sägewerke hatten das Holz zur Einschalung und die Bauunternehmer den Zement zu liefern. Die zahlreichen Arbeitskräfte benötigten Lebensmittel und steigerten die Umsätze der Geschäftswelt. Eine allgemeine Wirtschaftsbelebung der Stadt setzte ein, und das Georgental bildete jahrelang die Baustelle und Zentrale, von welcher die Zahlungen geleistet wurden.

Aber nicht der Staat baute die Eisenbahnstrecke, sondern ein ungewöhnlicher Mann aus Neidenburg, ein Sohn jüdischer Eltern, die schon in seinem 12. Lebensjahr starben. Bartel Heinrich Strausberg fuhr mit dem Frachter zu seinen Verwandten nach London und nannte sich nun Bethel Henry Strousberg, lernte fleißig und sah zu, wo Geld zu verdienen war. Er arbeitete als Parlamentsberichterstatter, wurde Jurist und erhielt das Doktordiplom. Die Stunde seines Aufstiegs schlug, als er für die Engländer auf dem Festland Eisenbahnen bauen sollte. Er tat das bald auf eigene Rechnung in Ostpreußen, Berlin, Ungarn, Rußland. In wenigen Jahren besaß er Kohlengruben, Fabriken, Rittergüter, Häuser und Wertpapiere. Als Großunternehmer zahlte er in Anteilscheinen, was gut ging, so lange die Coupons eingelöst wurden. Nach dem Kriege gegen Frankreich 1870/71 setzten die Schwierigkeiten ein, und manche behaupteten, die Großen der Finanzwelt hätten dem „Emporkömmling aus Neidenburg“ das Wasser abgegraben. In Rußland ging er in Konkurs, wurde verhaftet und 2 Jahre festgehalten. In dieser Zeit verlor er das Vermögen und wurde von Freunden, Politikern und Gönnern fallen gelassen. Die Zeiten hatten sich geändert, und Preußen benötigte keine privaten Unternehmer. Er war ein armer Mann, und die Eisenbahnen wurden verstaatlicht. (In der Ballade „Das Glück von Edenhall“ heißt es: „Glas ist der Erde Stolz und Glück!“)

Im Georgental feierte man in fröhlicher Geselligkeit die Vereinsfeste. Der Schützenverein suchte einen eigenen Schützengarten und Schützenmeister Bürgermeister Pieper und seine Helfer Erdmann und Rohmann fanden ihn am Hermannberg bei der alten Stadtziegelei hinter dem Oberteich, der ausgebaut wurde und in dem die Feste stattfanden.

Das Georgental aber war in den 70iger Jahren in den Besitz von Stell- und Rademacher Heinrich Pohl übergegangen, einem fleißigen angesehenen Bürger, der auch im Stadtrat saß und Schützenkönig wurde. Seine soziale Gesinnung erkannten wir daran, daß er öfter an das Krüppelheim in Angerburg Geldspenden sandte und den Sonntagsboten aus Bethel bei Bielefeld hielt. Nach dem Tode seiner Frau verkaufte er das Anwesen, weil ihm ein 3facher Betrieb von Handwerk, Gastwirtschaft und Ländereien über den Kopf wuchsen. Mit 92 Jahren ist er in Rastenburg 1917 verstorben. In Achtung vor seiner Lebensleistung ließen ihm seine Kinder in den Stein meißeln: „Unser Leben ist köstlich gewesen, wenn es Mühe und Arbeit war.“

Im Jahre 1921 kaufte Landrat von Knyphausen das Georgental für den Kreis und ließ ein Altersheim errichten. So wurde der Ort fern von Lärm und Verkehr eine Stätte des Friedens und der Ruhe für alternde Menschen, die hier im Einklang mit

der Natur körperlich, geistig und seelisch aktiv bleiben und in Gesellschaft über Menschenwerk und Schicksale nachdenken konnten. Im Wechsel der Jahreszeiten sahen sie den Frühling kommen mit seiner Blütenpracht; die alten Kastanien steckten die Kerzen an und am Hang des Kirchenberges verströmten die Linden den süßen Honigduft.

Bei den Spaziergängen in den Guberbergen beobachteten sie das reife Getreide und die fallenden Blätter des Herbstes. Die Stimmen der Glocken von St. Georg schwebten von der Höhe weit in das Land hinein. Die Guber plätscherte durch die Wiesenlandschaft und brausend rollten die Züge vorüber.

Im Winter zogen sie sich wetterfühlend in ihre gemütlich warmen Zimmer zurück und warteten auf ein neues Erwachen der Natur. Wenn die ersten Vögel kamen, fiel ihnen das Gedicht des Rastenburger Heimatdichters Arno Holz ein:

„Die Ammer flötet tief im Grund, der Frühling blüht mein Herz gesund.
Über die Augen halt ich die Hand, schimmernd liegt vor mir das Land,
Schimmernd wie ein goldener Rauch, über allen Dingen liegt ein Hauch.
Über die ganze Welt ungesehen, leise, leise Sonntagsglocken gehn,
Die Ammer flötet tief im Grund, der Frühling blüht mein Herz gesund.“

Den letzten gesellschaftlichen Höhepunkt erlebte das liebe Georgental bei der 375jährigen Jubelfeier des humanistischen Herzog-Albrecht-Gymnasiums im Jahre 1921. Nach dem Festakt in der Aula mit Chören, Deklamationen und Festansprachen trafen sich nachmittags Eltern, Lehrer, Schüler und alte Herrn zu einer Wiedersehensfeier bei Kaffee und Kuchen, bei Turnübungen, Wettkämpfen und Spielen zu einem Gartenfest im Georgental. Der Direktor der Bildungsanstalt war Herr Dr. Prellwitz, der ein Vierteljahrhundert von 1904—1929 der Leiter war und als ein gütiger Mensch, als ein gerechter Lehrer und als ein großer Wissenschaftler sich allseitiger Achtung und Beliebtheit erfreute.

Unter dem Eindruck des verlorenen Krieges, der Rückkehr unserer Gefangenen aus Frankreich, die bis dahin die Schützengräben einbrennen mußten, der Wohnungsnot und der steigenden Geldentwertung trug das Fest einen ernsten Charakter. Durch den Korridor war unsere Heimat zur „Insel“ geworden, die vom Reiche abgetrennt war und noch das Soldauer Gebiet und das Memelland verloren hatte.

Wenn das 350jährige Bestehen der Schule 1896 ein Höhepunkt im Glanze des kaiserlichen Deutschlands mit Fackelumzügen, Musikkapellen, Kirchgang, Geschenken von Fahnen und Gemälden war, welches nach 3 Tagen noch nicht beendet war, so zeichnete sich dieses Jubiläum durch große Schlichtheit aus. Das Kaiserreich war untergegangen, und die Republik hatte sich noch nicht gefestigt. Die vielbesungene Siegesfahne des Kaiserreiches schwarz-weiß-rot war eingezogen, und die Fahne der Republik schwarz-rot-gold empfand man in vielen Kreisen als das Zeichen der Schmach und Demütigung. Bisher schwärmte der Bürger für das Kaiserhaus, für Heer und Flotte und den Aufstieg des Vaterlandes und lebte in der Sicherheit des Besitzes, welchen er ständig zu mehren trachtete.

Auch für das Bürgertum brachte die Nachkriegszeit einen gewaltigen Umbruch, denn alle, die vor und während des Krieges ihre Besitzungen verkauft hatten und in der Stadt vom Gelde leben wollten, verloren durch die Inflation die Wertbeständigkeit des Geldes und verarmten. Sie sanken aus ihrer bevorrechteten Stellung des Geldes, des Besitzes und der Bildung in die soziale Unsicherheit des Proletariats.

Das Bürgertum, das in den letzten Jahrhunderten der schöpferische Kulturträger gewesen war, wurde abgelöst durch das Zeitalter der Massen, die durch das neue Wahlrecht die politischen Geschicke des Staates bestimmten.

Auch die Wissenschaften blieben vom Umbruch der Zeit nicht verschont; denn man suchte nach neuen Gesetzen der Gesellschafts- und Gemeinschaftsbildung. Man bemühte sich, das Seelenleben des Menschen tiefer zu ergründen und kam auf die Psychoanalyse und die Tiefenpsychologie.

Die 400-Jahr-Feier der Schule sollte 1946 stattfinden, aber Tische und Bänke im friedlichen Georgental blieben leer; denn Lehrer und Schüler waren in alle Winde verstreut. Durch die schattenspendenden Kastanienbäume aber braust Jahr für Jahr der Frühlingssturm, und sie ertragen die Hitze des Sommers und die Kälte des Winters.

Was vergangen, kehrt nicht wieder;
ging es aber leuchtend nieder,
leuchtet's lange noch zurück.

Der Rastenburger Stadtwald

von Ernst Pohl

Den Osten und Süden des Kreises Rastenburg bedeckt ein Waldgebiet, welches vom Woplauker Wald bis Bürgersdorf reicht und zur Ordenszeit ein Schutzwall, gegen die Einfälle der Polen und Litauer gedacht, war, denn weglöse Wildnis war für feindliche Heere schwer zu überwinden. Viele Jahrhunderte lieferte dieses Waldgebiet den Einwohnern das Nutz- und Brennholz, bis es in der Neuzeit durch forstwirtschaftliche Hege von vielen Stadtförstern, unter ihnen Borkowski und Schneeweiß gepflegt wurde. Bei dem Bahnbau nach Angerburg und der Kleinbahn nach Sensburg richtete man in der Görlitz und in Bürgersdorf Haltestellen ein, die den Wald den Stadtbewohnern leicht erreichbar machten. Dazu baute die Stadt 1911 ein Kurhaus in der Görlitz, welches der Mittelpunkt des Ausflugsverkehrs im Sommer und Winter wurde. Die Vereinsfestlichkeiten, Theateraufführungen, Schlittenfahrten und Schulfeste regten das gesellschaftliche Leben an und vermittelten dem Bürger Freude und Unterhaltung. Auf den Spielwiesen begingen die Schulklassen ihre Schulfeste und sangen mit frischer Kehle die herrlichen Waldlieder von Eichendorff: „Wer hat dich, du schöner Wald“ und „O Täler weit, o Höhen!“

Später entdeckte man die Badefreuden am Moysee, wo an schönen Sommertagen ein fröhliches ungezwungenes Treiben herrschte und der Strand ein Paradies für groß und klein bildete.

Im Kriege erlangte die Görlitz eine weltgeschichtliche Bedeutung durch die Anlage der Wolfsschanze, die den Bürger aus dem Walde verdrängte. Hier war die Zentrale, von der unsere tapferen Soldaten in den unendlichen Schneewüsten Rußlands die

Todesbefehle erhielten: „In den Boden krallen. Stehen und sterben!“ Dieser Wald wurde auch uns zum Schicksal unserer Heimatlosigkeit. So seien diese Zeilen eine Erinnerung und ein Abschied von frohen Jugendjahren.

Wem einmal die Schönheit und der Zauber des Waldes aufgegangen war, wer in den Schluchten und Waldgründen Ruhe und Erholung gefunden hat, den führt eine tiefe Sehnsucht immer wieder zu ihm zurück, denn schön ist der Wald zu allen Zeiten im Tages- und Jahreslauf: Im Frühling, wenn das erste Grün der Bäume leuchtet und die Schleier der Birke wehen, wenn die Singvögel jubeln und jauchzen und die Wandergänse nach dem Norden ziehen; im Sommer, wenn der Wald seine Früchte an Erd- und Himbeeren, an Blau- und Preisselbeeren bietet, wenn der Milan und der Bussard eine Stunde nach Sonnenaufgang und eine Stunde vor Sonnenuntergang hoch in der Luft ihre Kreise ziehen, ihren Ruf ertönen lassen und auf Nahrungssuche gehen. Man hört den Ringeltäuber girren, die Turteltaube schnurren, die Ammer singen, das Rotkehlchen ticken, die Amsel schimpfen und die Mäuse im Laub rascheln. Die Waldwiesen tragen bunte Blumen, und an anderer Stelle versinkt man in brusthohem Farn. Der Efeu klettert an den Bäumen hoch und regellos ausgestreut prangen die Pilze im Moose. Im Herbst, wenn die Steinpilze und die Champignons sprießen, streifen die Pilzsammler durch den Wald. Im Winter, wenn die schneebedadenen Waldriesen funkeln und glitzern, die Jugend sich mit Skiern und Rodelschlitten vergnügt und die Erwachsenen mit klingendem Schellengeläute durch die reizende Winterlandschaft gleiten läßt. Feierlich ist das Schweigen der weltvergessenen Wege, die dem Auge märchenhafte Durchblicke gewähren und ihm die Schönheit der Natur offenbaren.

Ehe ein neuer Frühling uns beglückt, findet ein harter Kampf mit dem Winter statt. Es gibt Tage voll Sonnenschein und Himmelsbläue, welche die Natur hoffen läßt. Dann wieder stürmt es aus Nordost, und die Wälder lachen und strahlen nicht mehr. Der Sturm kämmt die jaulenden Wälder Tag und Nacht und treibt Wolken und Schnee über die weite Landschaft. Er schüttelt die Bäume, daß sie in ihren Grundfesten erzittern. Was nicht stark genug ist, das fällt und zerbricht. Über Nacht ist der Wind nach Südwest umgeschlagen und bringt noch einmal Schnee, aber es sind nicht mehr die gefrorenen Geschosse, die der Polarwind über den Himmel peitschte, sondern weiche Flocken, die sich an die Bäume hängen und ihre Häupter beschweren. Es ist ein milder Wind, und dennoch ist die Last, die er den Wäldern auferlegt, tödlich. Der folgende Regen strömt von den ächzenden Bäumen und nimmt ihnen den Tauschnee. Noch einmal kommt ein Wind mit beglückendem Atem, und es scheint, als wäre das Rauschen der Wälder ein Choral der Hoffnung und Dankbarkeit. Die Sonne brachte die fröhliche Lerche, die lustig in den Wolken ihre Lieder trillert. Im Holz läuten die Meisen, flöten die Singdrosseln und pfeifen die Stare. Die Graspitzen kommen zum Vorschein, und an den Weidenbüschen verwandelt sich der Schäfchen kaltes Silber in warmes Gold. Der Haselbusch und die Erle strecken ihre Kätzchen, bis sie als gelbe lange Troddeln an den Zweigen hängen und goldenen Staub auf die Schneereste streuen.

Der Wald ist eine geschlossene Welt für sich. Ausgleichend wirkt er nicht nur als Wasserspeicher, sondern an jedem Abend hält er die Wärme des Tages im Sommer länger fest. Die Feuchtigkeit kann nicht so schnell verdunsten wie im Freien. Bei Wind und Regengüssen verwehrt das dichte Wurzelwerk die gewaltsame Verände-

rung des Waldbodens durch Ausspülung. Grüne Dämmerung umflutet uns im dichten Laubwald, und angenehm wird die Kühle an heißen Sommertagen empfunden. In den Dichtungen leben große und kleine Tiere, deren Bewegungen aber nur schwer sichtbar sind. Rehe überqueren lautlos den Weg, Eichhörnchen turnen in den Zweigen, Tauben flattern in den Baumwipfeln. Es ist still und feierlich, alles Wahrnehmbare ist verklärt durch den Zauber der Einsamkeit und Unendlichkeit. Manchmal stört den Wanderer die Einförmigkeit des Fichtenwaldes, der lichtlos und herb ist. Er duldet weder Kraut noch Strauch unter sich; auf dem Boden liegt nichts als dürres Reisig und rote Nadeln. Die Stämme sind schlank und hoch, umstarrt von lichtverhungerten Ästen. Weit oben erst tragen sie grünes Leben und neigen sich säuselnd im Wind. Über dem Walde steht im Sommer die brennende Sonne in dem blauen Himmel mit leuchtenden Wolken. Man sieht das Firmament nur, wenn das Gipfeldach sich über einem breiten Weg öffnet oder einen Brandstreifen, dessen Helle man überqueren muß von einem Walddunkel zum andern. Wenn ein Licht in der Dämmerung aufgeht, so ist es eine Lichtung von Eichen und Buchen mit den frischen grünen Blättern. Wo die Eichen herrschen, dulden sie auch Buchen, Fichten, Eschen unter sich und brusthohes Farnkraut. Die Eichenkronen schließen sich zu lichten Gewölben zusammen und, den Boden bedeckt weiches Gras für das Wild. In seiner Vielfalt bietet der Forst auch Wiesen mit Blumenduft Raum.

In dem heutigen Wald, der nach dem Willen des Menschen aufwächst, darf nur leben, was dem Menschen schnell Gewinn bringt. Es wird nichts gepflanzt, was den Bodenverhältnissen und der Landschaft zuwider wäre. Hier ist Menschenvernunft zur Weisheit geworden, da sie dem göttlichen Willen gehorsam ist. Die moderne Forstwirtschaft legt nicht mehr einen „Holzacker“ von endlos scheinender Einförmigkeit an, der in schnurgeraden Reihen völlig gleiche Stämme trägt, sondern sie bevorzugt den Mischwald, wie es auch in unserer wunderschönen Görlitz der Fall war.

Unser Wald bildete eine Oase der Stille, der Ruhe und Besinnung, da es nur wenige Kraftwagen gab und Koffergrammophone und Radios nicht aus der Oase der Stille die Oase des Lärms und der Störung machte.

Es gibt nicht nur eine Reise in den sonnigen Süden, in die Weite, sondern auch eine Reise in die Tiefe, ein Versenken und Sich-wieder-finden, ein stilles Schauen und Erleben in der Natur. In stillem, zähem Ringen rauben sich die Pflanzen Luft, Licht und Nahrung und schränken das Wurzelwerk ein. Es gibt kein friedliches Beisammensein, keine gegenseitige Ruhe und Duldung, sondern gegenseitige Verdrängung und rücksichtslose Unterdrückung. In dem scheinbar so ruhigen Waldfrieden aber herrscht ein erbitterter Kampf ums Dasein.

Die Natur und der Wald können dem Menschen Tröster sein, wenn dunkle Schatten die Seele belasten, wenn das Schicksal schwer zugeschlagen hat und einen die innere Kraft zu verlassen droht und man am Sinn des Daseins zweifeln möchte. Bei Allmutter Natur kann man Kraft, Hilfe und Tröstung erfahren. Ein Gang durch den Wald ist die beste Gelegenheit, um sich über sich und die Welt im klaren zu werden. Wenn eine Last die Seele drückt, können auch Menschen nicht helfen, die uns nahe stehen.

Der Wald ist aber auch ein Warner. Wenn man an einer Schonung vorüber kommt, die man in der Jugend hat pflanzen sehen und die nach 50 Jahren geschlagen wird, kann man nur sagen: „Warte nur, balde ruhest auch du!“

Bis ans Ende der Tage aber wird die Sonne Jahr um Jahr in die Altkieferbestände hineinscheinen und die Stämme rot erglühn lassen und die Nebelschwaden werden gespenstisch über See und Wiesen ziehen und der Sturm die Fichtengipfel biegen.

„Lebe wohl, schirm dich Gott, du schöner Wald!“

In meiner Heimat,
Träumt jetzt der Wald in finsternen Schluchten,
Die Möwe schreit schrill in einsamen Buchten,
Aber die Möwe, die hör ich nicht mehr.

In meiner Heimat,
Wandern die Wolken jetzt hoch und heiter . . .
Über mein Haus hin . . . und wandern weiter . . .
In meiner Heimat bin ich nicht mehr!